

Universität Bayreuth
Geographisches Institut Bayreuth
Lehrstuhl für Raumbezogene
Konfliktforschung
Prof. Dr. Martin Doevenspeck

Sommersemester 2014

Masterarbeit

Obdachlosigkeit und Stadt - Geographien der Verdrängung in der Obdachlosenszene am Beispiel der Hansestadt Hamburg

Vorgelegt von:	Daniela Boß
Wohnhaft:	Hainweg 23 95326 Kulmbach
Geboren am:	4. August 1988
Matrikelnummer:	1135903
E-mail:	daniela.boss@web.de
Studiengang:	M.Sc. Humangeographie - Stadt- und Regionalforschung
Betreuer & Erstgutachter:	Prof. Dr. Martin Doevenspeck
Betreuer & Zweitgutachter:	Prof. Dr. Eberhard Rothfuß
Abgabe:	03. Juli 2014

Inhalt

1	Einleitung	1
2	Obdachlosigkeit in der Geographie.....	2
2.1	Begriffsdefinitionen	3
2.2	Forschungsströmungen und aktueller Forschungsstand	3
2.3	Einordnung des Themas in die geographische Obdachlosen-Forschung	11
2.4	Der öffentliche Raum	14
2.4.1	Kommodifizierung des öffentlichen Raumes	15
2.4.2	Dimensionen der Kommodifizierung	17
3	Konzeptioneller Rahmen	21
3.1	Thirdspace – wahrgenommener, mentaler und gelebter Raum	24
3.2	Kultur und Identität	27
3.2.1	Kultur	28
3.2.2	Identität.....	32
3.2.3	Differenz.....	35
3.3	Strategie und Taktik.....	36
3.4	Performativität: Impression-Management	40
3.5	Continuum of Stigma.....	44
4	Forschungsdesign.....	47
4.1	Operationalisierung des Forschungsgegenstandes	47
4.2	Erhebungsmethoden und Aufbereitung der Daten	49
4.2.1	Qualitative Leitfadeninterviews	50
4.2.2	Teilnehmende und nicht-teilnehmende Beobachtung	52
4.3	Auswertungsverfahren.....	53
5	Feldforschung	54
5.1	Feldzugang.....	54
5.2	Auswahl der Interviewpartner und Einrichtungen.....	56
5.3	Durchführung der Interviews.....	57
5.4	Auswahl der Orte zur teilnehmenden und nicht-teilnehmenden Beobachtung	58
5.5	Durchführung der nicht-teilnehmenden und teilnehmenden Beobachtung	58

6	Geographien der Verdrängung in der Obdachlosenszene am Beispiel der Hansestadt Hamburg.....	59
6.1	Verdrängung aus dem öffentlichen Raum	60
6.1.1	Kommodifizierung des öffentlichen Raumes und deren Auswirkungen	61
6.1.2	Schlafplätze im öffentlichen Raum	69
6.1.3	Umgang mit Verdrängungsprozessen	73
6.2	Gruppeninterne Verdrängungsmechanismen mit räumlicher Manifestation.....	78
6.2.1	Konflikte und Verdrängung innerhalb der Obdachlosenszene im öffentlichen Raum	79
6.2.2	Befürwortung der Verdrängung von »Schwarzen Schafen« aus der Obdachlosencommunity und dem öffentlichen Raum	84
6.2.3	Niederschwellige Einrichtungen als Unsicherheitsraum und Ort der Verdrängung	88
7	Kritische Reflexion	96
8	Beantwortung der Forschungsfragen	96
9	Fazit.....	101
	Literaturverzeichnis.....	103
	Anhang	114

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: The trialectics of spatiality	25
Abbildung 2: Mülleimer als Verdrängungsmöbilierung in Hamburgs Innenstadt.....	61
Abbildung 3: Sitzgelegenheiten als Verdrängungsmöbilierung in Hamburgs Innenstadt	61
Abbildung 4: Hansaplatz in St. Georg/Hamburg	61
Abbildung 5: Wackersteine unter der Kersten-Miles-Brücke	62
Abbildung 6: Platte in der Innenstadt Hamburgs	69

Abkürzungsverzeichnis

Alimaus	Alimaus, Hilfsverein St. Ansgar e.V.
Bahnhofsmision	Bahnhofsmision Hamburg-Hauptbahnhof
BID	Business Improvement District
CaFée mit Herz	CaFée mit Herz, Treffpunkt St. Pauli
CCTV	Closed Circuit Television
CPTE	Crime Prevention Through Environmental Design
DRK-Bus	DRK-Obdachlosenbus des Deutschen Roten Kreuzes, Kreisverband Warnsbeck
Haus Bethlehem	Essensausgabestelle, Haus Bethlehem e.V.
Herz As	Tagesaufenthaltsstätte Herz As, Herz As Hamburg gGmbH
Kemenate	Kemenate Tagestreff für wohnungslose Frauen
Mitternachtsbus	Mitternachtsbus des Diakonischen Werkes Hamburg
ÖPNV	Öffentlicher Personennahverkehr
Pik As	Übernachtungsstätte für obdachlose Männer, f & w fördern und wohnen (AöR)
StützPunkt	StützPunkt für Obdachlose, Caritasverband für Hamburg e.V.
TAS	Tagesaufenthaltsstätte Bundesstraße des Diakonie-Zentrums für Wohnungslose

1 Einleitung

„Die Menschlichkeit einer Gesellschaft zeigt sich nicht zuletzt daran, wie sie mit den schwächsten Mitgliedern umgeht.“ (Helmut Kohl, 15.5.1998) Der Spiegel des gesamtgesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Umfeldes ist der Umgang mit Armen und Randgruppen, insbesondere mit Obdachlosen¹.

Während ab Mitte der 1970er Jahre Obdachlosigkeit, zumindest in der Bundesrepublik Deutschland, entkriminalisiert, nicht mehr als sittlich-moralische Verfehlung, als psychologisch-psychiatrisches und individuelles, sondern als soziales Problem wahrgenommen wurde (Paegelow 2012: 34f.), änderte sich dies Mitte der 1990er Jahre. Stadtforscher beobachten in dieser Zeit einen Wandel der Obdachlosenpolitik in den USA, die sich durch restriktive Maßnahmen wie Rekriminalisierung, Verdrängung und Marginalisierung von unerwünschten Subgesellschaften, wie Obdachlosen, charakterisieren lässt (Mitchell 1997; Paegelow 2012: 36; Smith 1996). Die Vorgehensweise im „battle against the homeless“ (DeVerteuil et al. 2009b) wurde in den letzten Jahren sowohl allgemein, als auch städtespezifisch untersucht und ist Teil des stadtgeographischen Diskurses, vor allem in den USA (Collins & Blomley 2003; Del Casino & Jocoy 2008; DeVerteuil et al. 2009a; DeVerteuil et al. 2009b; Mitchell 1997, 2003). Aber auch in Deutschland ist eine restriktive Vorgehensweise, wie beispielsweise durch das Hamburger Bettelpapier des Innensenators Wrocklage, angekommen (Wehrheim 1998: 11). Nicht zuletzt durch die gezielte Vertreibung von Obdachlosen unter einer Brücke in Hamburg (Hirschbiegel 2011), die Privatisierung des Bahnhofvorplatzes in Hamburg (Sim 2012) und die damit verbundenen Verdrängungsprozesse sowie das Problem obdachloser Einwanderer (Kuhrt 2013), erlangte das Thema Obdachlosigkeit auch in Deutschland wieder vermehrt mediales Interesse. Die gesellschaftliche Relevanz des Themas wird auch anhand einschlägiger Zahlen deutlich. Die Schätzungen zur Straßenobdachlosigkeit in Deutschland ergeben 2012 einen Wert von 24.000, was im Vergleich zu 2010 (22.000) ein Anstieg von 10% bedeutet (Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. 2014b). Alleine in Hamburg werden 2009 im Rahmen einer Studie 1029 Obdachlose erfasst, wobei die Dunkelziffer deutlich höher liegt. Davon leben ca. 35% bereits 5 Jahre und länger auf der Straße (Schaak 2009: 1). Während sich eine Richtung der Forschung mit punitiven Ansätzen beschäftigt und den Fokus auf die verdrängenden Maßnahmen legt (Coleman 2004; Davis 1992, 1999; Klodawsky & Blomley 2009, 2010; Mitchell 1997, 2001, 2003, 2005; Smith 1996a, 1996b, 1998, 2001),

¹ Im Folgenden sind alle Bezeichnungen wie Obdachloser, Wohnungsloser, Interviewpartner, Befragter etc. gender-unspezifisch zu verstehen. Ist eine genderspezifische Betrachtung notwendig, so wird explizit darauf hin gewiesen.

legt der andere Teil der Forschung den Schwerpunkt auf die Verdrängten. Im Fokus des Interesses stehen die Obdachlosen und ihre Alltagswirklichkeit selbst (Cloke et al. 2008, 2010; DeVerteuil 2003, 2006; DeVerteuil et al. 2009a, 2009b; Jocoy & Del Casino 2010; Johnsen et al. 2005a, 2005b; Johnsen & Fitzpatrick 2010; Lancione 2013; Takahashi 1996). Vertreter dieses Ansatzes werfen unter anderem die Frage auf, wie Obdachlose durch die Vielzahl an Restriktionen mit denen ihr Lebensraum, der öffentliche Raum, belegt ist, beeinflusst werden. Auffallend ist allerdings, dass es im deutschsprachigen Raum kaum geographische Arbeiten zum Thema Obdachlosigkeit gibt, und schon gar nicht zu einem „more nuanced understanding of a varied homeless population and therefore of the quite different experiences of homelessness within the contemporary city“ (DeVerteuil et al. 2009b: 650). Die vorliegende Arbeit hat daher zum Ziel, Geographien der Verdrängung aus Sicht von Obdachlosen zu erforschen. Als Untersuchungsraum wurde die Obdachlosenszene der Hansestadt Hamburg gewählt. Dabei sollte Obdachlosen die Chance gegeben werden sich selbst zu für sie relevanten Verdrängungsprozessen und deren Auswirkungen auf ihre Lebenswirklichkeit zu äußern. Auf Anfrage erklärten sich niederschwellige Hilfseinrichtungen und im Zuge dessen von ihnen betreute Obdachlose bereit, an dem Projekt teilzunehmen. Die empirischen Erhebungen, qualitative Interviews und nicht-teilnehmende sowie teilnehmende Beobachtungen, fanden von 1. Mai bis zum 31. Mai 2013 in Hamburg statt. Im Folgenden werden zuerst aktueller Forschungsstand und konzeptioneller Hintergrund der Arbeit dargestellt. Anschließend wird auf das Forschungsdesign und die Feldforschung eingegangen, um dann die Ergebnisse der empirischen Arbeit zu präsentieren.

2 Obdachlosigkeit in der Geographie

Obwohl die Betrachtung von Obdachlosigkeit aus geographischer Perspektive einen Mehrwert sowohl für die Stadtforschung als auch die Sozialforschung bedeutet, wird diesem Thema in der wissenschaftlichen Debatte bisher sehr wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Erst in den letzten Jahren wird sich aus verschiedenen geographischen Blickwinkeln mit dieser Thematik beschäftigt. Dennoch scheinen gerade in Deutschland, im Gegensatz zu den USA oder Großbritannien, Forschung und Wissenschaft in geringem Maße an diesem Themengebiet interessiert (Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. 2014a). Im Folgenden sollen neben Begriffsdefinitionen die Forschungsströmungen und der aktuelle Forschungsstand dargelegt sowie das Thema innerhalb der geographischen Obdachlosenforschung eingeordnet werden.

2.1 Begriffsdefinitionen

Zuerst sind die Begriffe wohnungslos und obdachlos zu definieren. Wohnungslos² bedeutet, dass eine Person über keinen eigenen und mietvertraglich abgesicherten Wohnraum verfügt. Nach dieser Definition ist wohnungslos, wer in kommunalen Einrichtungen (z.B. Heimen, Gefängnissen), Pensionen, Notunterkünften, bei Freunden, Bekannten und Verwandten, oder auch auf der Straße, lebt (Paegelow 2012: 33f.). Obdachlosigkeit ist eine Spezifizierung der Wohnungslosigkeit und beschreibt den Zustand einer Person, die über keine feste Unterkunft verfügt und kurzzeitig in Notunterkünften schläft, oder ausschließlich auf der Straße bzw. im Freien übernachtet. In der Fachliteratur wurde für letzteres der Begriff Straßenobdachlosigkeit etabliert (Paegelow 2012: 34), der auch im Fokus dieser Arbeit stehen wird. Da Obdachlose aufgrund ihrer Situation über keinen privaten Rückzugsraum verfügen, sind sie mehr als Andere auf den öffentlichen Raum angewiesen, der in Kapitel 2.4 behandelt wird.

2.2 Forschungsströmungen und aktueller Forschungsstand

In der wissenschaftlichen Betrachtung von Obdachlosigkeit standen lange Zeit ausschließlich Aspekte wie Exklusion, Vernichtung und Vertreibung im Fokus des Interesses (Cloke et al. 2010: 1; Mitchell 1997: 311). Erst in den letzten Jahren entwickelten sich Forschungsansätze, die sich diesem Zugang widersetzen. Im Kontext der Forschung zu Obdachlosigkeit können zwei Forschungsströmungen, ein punitiver und ein humanorientierter Ansatz, beschrieben werden, wobei ersterer nach wie vor dominiert. Die punitive Strömung beschäftigt sich mit einem „punitive framework approach“ (Lancione 2013: 358), wie er vornehmlich von DAVIS (1992, 1999), MITCHELL (1997, 2001, 2003, 2005) und SMITH (1996a, 1996b, 1998, 2001) sowie von COLEMAN (2004) und KLODAWSKY & BLOMLEY (2009, 2010) vertreten wird. Im Vordergrund dieses konzeptionellen Zugangs steht die Idee einer neoliberalen Stadtpolitik, die sich auf soziale Kontrolle, sowie auf Struktur und Allgemeinem statt auf individueller Handlungsfähigkeit und Spezifischem, fokussiert. Im Zuge dieser praktizierten Stadtpolitik werden obdachlose Menschen aus dem innerstädtischen Raum verdrängt, zugunsten einer Kommodifizierung der städtischen Räume (Cloke et al. 2010: 1f.) und dem Wunsch „of a recidivist re-imagination of the norms of citizenship rights and welfare, criminality and social justice“ (Cloke et al. 2010: 2). Dieser Zugang wurde in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren vorwiegend in Forschung und Wissenschaft verwendet und begünstigte die Entstehung eines

² Die Definition von Wohnungslosigkeit ist sehr weit gefasst und beinhaltet viele verschiedene Formen des wohnungslosen Lebens. Da eine detaillierte Betrachtung dieser heterogenen Gruppe den Umfang dieser Arbeit übersteigen würde, wird der Begriff im Rahmen dieser Arbeit ausschließlich für in Notunterkünften und auf der Straße lebende Personen verwendet.

repressiven Ansatzes im Umgang mit Obdachlosigkeit im urbanen Raum um die Kommodifizierung des öffentlichen Raumes zu erreichen. Bedingt durch den globalen Wandel, der sich nicht zuletzt in der städtischen Entwicklung abzeichnet, lässt sich die zeitgenössische Stadt durch ihre Bipolarität charakterisieren. Diese bipolare Differenzierung der Stadt zeigt sich durch eine, auch räumlich sichtbare, Unterteilung in Einfluss, Macht und Reichtum einerseits, sowie Benachteiligung, mangelnde Selbstbestimmung und Ausgrenzung andererseits. Das Stadtbild, als räumliche Dimension, reflektiert demnach die ungleichen, ja sogar polarisierenden Machtverhältnisse innerhalb urbaner Räume. Eine Imagebildung und im Zuge dessen oftmals auch eine Neuordnung der Stadt erfolgt unter Zuhilfenahme von politischen, rechtlichen und kulturellen Mitteln, die zielgerichtet gewählt werden um die Wünschen der einflussreichen Gesellschaftsschichten umzusetzen. Obdachlosigkeit ist beispielhaft dafür, wie durch vielfältige politische und rechtliche Maßnahmen sichtbare Armut im urbanen Raum auch Ende des 20. Jahrhunderts bewusst marginalisiert werden kann, bzw. wird (Cloke et al. 2010: 2f.).

Verdeutlich wird dies durch zahlreiche Maßnahmen, die den Zugang zu öffentlichen, vor allem zentralen, innerstädtischen Räumen für Obdachlose einschränken, oder diese aus dem öffentlichen Raum entfernen, wie beispielsweise die Einführung von „business improvement districts, Controlled Drinking Zones, or Anti-Social Behaviour Orders“ (Cloke et al. 2010: 2) in zahlreichen Städten, sowohl in Europa als auch den USA (Cloke et al. 2010: 2; Collins & Blomley 2003; Johnsen & Fitzpatrick 2010; Mitchell 1998a, 1998b). Der Einsatz von sozialpolitischen Maßnahmen und ordnungsrechtlichen Sanktionen soll dazu dienen ein durch die Anwesenheit von Randgruppen möglicherweise bestehendes Unsicherheitsgefühl in der Bevölkerung zu minimieren. Auf dieser Basis werden die Überlebensstrategien von Obdachlosen kriminalisiert und eine Disziplinarraum im Sinne Foucaults kreiert, innerhalb dessen durch besagte Maßnahmen das Verhalten der sich dort Aufhaltenden bzw. im Sinne der Obdachlosen, der dort lebenden Menschen, normiert wird. Dies geschieht, um bei der foucaultschen Terminologie zu bleiben, durch Technologien, wie z.B. Verdrängungsmöblierung, zu der wühlsichere Abfallbehälter und die Installation von Metallspitzen ebenso wie Sprinkleranlagen oder die Belehnung von Sitzgelegenheiten gehören (DeVerteuil et al. 2009b: 647; Weisser 2011: 156). Die punitive Stadtpolitik greift damit zu einer „[r]aumorientierte[n] Strategie zur Bekämpfung eigentlich sozialer Ursachen“ (Weisser 2011: 156), wie dies auch von GLASZE (2007: 881) und BELINA (2003: 83) erläutert wird. Angefangen bei Geographien des »malign neglect« Anfang der 90er Jahre, „an era in which homeless people came to be increasingly ghettoized into designated marginal spaces

even as their mobility within and through prime city space became even more restricted“ (Cloke et al. 2010: 5), erreichte die Nutzung punitiver Maßnahmen gegen Obdachlose mit deutlichen und restriktiven Interventionen, wie der Verbannung aus dem öffentlichen Raum, ihren Höhepunkt (DeVerteuil et al. 2009b: 647f.). Innerhalb der punitiven Rahmung können drei Ansätze ausgemacht werden: »Carceral City« von DAVIS, »Revanchist City« von SMITH und »Post-justice City« von MITCHELL. Diese drei Ansätze üben Kritik an dem sozio-ökonomischen Wandel in den Städten der USA im 20. Jahrhundert und nutzen das Phänomen der Obdachlosigkeit als Gegenstand, um die Stadtpolitik gegen die sichtbare Armut sichtbar und erklärbar zu machen (DeVerteuil et al. 2009b: 647).

Das Konzept der »Carceral City« basiert auf Überlegungen und Arbeiten von DAVIS (1992), der Los Angeles als Beispiel anführt und als Festung beschreibt. In seiner Arbeit stellt er dar, wie das nicht Vorhandensein einer gemeinsamen Kultur, die Befangenheit gegenüber Fremdem und die Furcht vor Kriminalität auf marginalisierte und als »anders« wahrgenommene Menschen, wie Obdachlose, übertragen wird. In Kombination mit zunehmender sozialer und ökonomischer Ungleichheit innerhalb der Stadt und einer medialen Darstellung, die soziale und geographische Unsicherheitsräume im Stadtraum konstruiert, verändert sich das Stadtbild. Die architektonische Umwelt Los Angeles‘ wird in Folge dessen zur »Carceral City« umgestaltet und zeichnet sich nun durch eingehegte Wohnenklaven, überwachte und kulturell bereinigte semi-öffentliche und öffentliche Plätzen sowie sogenannten »no-go areas« aus. Die Exklusion der obdachlosen Personen aus bestimmten Gebieten, vornehmlich den innerstädtischen Bereichen, und die Eindämmung der Obdachlosigkeit in bestehenden »Pennervierteln«, den „Skid Row“ (DeVerteuil 2009b: 648), geschieht sowohl architektonisch durch die Entwicklung und Installation von Verdrängungsmöblierung und anderen verdrängenden baulichen Maßnahmen (z.B. Sprinkleranlagen) sowie durch den verstärkten Einsatz von Polizei. Diese Maßnahmen versuchen Obdachlosigkeit auf »Pennerviertel« zu beschränken (Cloke et al. 2010: 4; DeVerteuil et al. 2009b: 648) und „turned the majority of homeless people into urban bedouins [...] always fugitive and in motion, pressed between the official policy of containment and the increasing sadism of Downtown streets“ (Davis 1992: 236).

Die Beschreibung der »Revanchist City« von SMITH (1996a, 1996b, 1998, 2001) bezieht sich vornehmlich auf New York und wird charakterisiert durch stärkere, restriktive und oftmals im Kontext von Gentrifizierungsprozessen stattfindende Eingriffe gegen Betteln, Straßenkriminalität und Landstreicherei.. SMITH beschreibt Revanchismus als „the ugly cultural politics of neoliberal globalisation“ (Smith 1998: 10). Im Gegensatz zu DAVIS

überwindet SMITH mit seinem Ansatz die bipolare Differenzierung nach armen und reichen Gesellschaftsschichten innerhalb der Stadt (Cloke et al. 2010: 5; DeVerteuil et al. 2009b: 648). In seinen Arbeiten beschreibt SMITH eine sich verändernde Stadtpolitik, die er als revanchistisch beschreibt. Unter Revanchismus versteht er die nachhaltigen und stetigen Versuche der weißen Oberklasse, zentrale Räume der Stadt, wie zum Beispiel Bahnhof, Parks und Bürgersteige, von den marginalisierten Minderheiten aktiv zurückzuerobern. Der Stadtraum wird durch radikale Gentrifizierungsprozesse, durch welche die ursprünglich dort lebende arme Bevölkerung verdrängt wird, den Wertvorstellungen der Ober- und Mittelschicht angepasst und durch diese neu geordnet. Das Hauptziel ist es, die vermeintliche bzw. empfundene Abwertung des öffentlichen Raums durch die Anwesenheit von Minderheiten zu verhindern. Zu den Randgruppen zählen Straßenkriminelle, ethnische Minderheiten und Arme, also auch Obdachlose. Möglich wird dies durch eine öffentliche und offensichtliche Kriminalisierung dieser Minderheiten. Der Kampf gegen Obdachlose wurde in New York durch den damals amtierenden Bürgermeister Giuliani unterstützt und gefördert, indem er sich die Unterstützung der Einwohner New Yorks sicherte und Anti-Obdachlosen-Kampagnen nun in deren Namen führen konnte. Erreicht wurde die Unterstützung der breiten Öffentlichkeit über Medienkampagnen, mit denen zum einen versucht wurde die öffentliche Meinung zu gestalten und zum anderen die Verdrängung der Obdachlosen aus den städtischen Räumen mit einer wirtschaftlichen Notwendigkeit zu legitimieren. An dieser Stelle kommt es zu einer bedeutsamen Verschiebung der Stadtpolitik. Die individuellen Interessen von Politikern werden durch die Interessen von anderen, nämlich der Mittel- und Oberschicht, begründet. SMITH fundiert seinen Ansatz mit empirischen Beispielen, unter anderem dem Einsatz umfangreicher Strafmaßnahmen und Technologien der Überwachung von Obdachlosen, die in den später 1980er und frühen 1990er Jahren verstärkt zum Einsatz kamen. An dieser Stelle ist eine ansteigende Zahl von eingerichteten BID's (business improvement districts), verstärkter Polizeieinsatz im öffentlichen Raum und die Räumung und Zerstörung von Obdachlosenzeltlagern innerhalb des innerstädtischen Raumes zu nennen. Diese Vorgehensweisen sollen sicherstellen, dass Obdachlose und ihre »inakzeptablen« Verhaltensweisen nicht im zentralen Stadtraum anzutreffen sind (Cloke et al. 2010: 5f., 9; DeVerteuil et al. 2009b: 648f.). Im Gegensatz zur Stadtpolitik Los Angeles' aus den Studien von DAVIS, welche eine Eindämmung und Beherrschung der Obdachlosigkeit anstrebt, agiert man in New York eindeutig durch massive Interventionen. Durch die Fokussierung einer „new ,quality of life““ (De Verteuil et al. 2009b: 648) und das Verbot von Zelten als Marginalbehausung im öffentlichen Raum, insgesamt also einer Kriminalisierung von

szenetypischen Praktiken, wird den Obdachlosen das Leben auf der Straße, in dem sie auf den öffentlichen Raum angewiesen sind, gezielt erschwert (De Verteuil et al. 2009b: 648; Smith 1996a, 1996b, 1998).

Das Konzept der »Post-justice City« nach MITCHELL (1997, 2001, 2003, 2005) basiert in einigen Punkten auf dem Ansatz von SMITH, jedoch wird der von SMITH gesetzte Fokus auf die Auswirkung von Gentrifizierungsprozessen erweitert. In den 1990er Jahren erreichen die restriktiven Maßnahmen gegen Obdachlose einen Höhepunkt. Diese Instrumente der Verdrängung führen einerseits zur „annihilation of homeless *people*“ (Mitchell 1997: 312, kursiv i.O.) und andererseits zu Schaffung einer Umwelt, „in which a whole class of people simply cannot be, entirely because they have no place to be“ (Mitchell 1997: 311). Er ist der Ansicht, dass die Stadtpolitik „not longer defined by the struggle for social justice“ (Mitchell 2001: 81), sondern vielmehr die Suche nach „the best way to exterminate homeless people“ (Mitchell 2001: 81) im Vordergrund steht. MITCHELL betrachtet vornehmlich die Bemühungen von Städten, unter anderem durch den zu beobachtenden internationalen Städtewettbewerb um bestmögliches Image und Prestige bedingt, den vorhandenen Stadtraum so zu gestalten, dass internationales Kapital, wie global tätige Investoren oder Touristen, angezogen wird. Um dafür optimale Bedingungen zu schaffen versuchen Städte durch verschiedene Instrumente ein positives Image der Stadt zu erreichen und zu sichern. Im Zuge dieses Vorhabens, auch Kommodifizierung genannt, wird unter anderem angestrebt, Obdachlose aus dem öffentlichen, innerstädtischen Raum in Randbezirke der Stadt zu verdrängen (Cloke et al. 2010: 6f.; DeVerteuil 2010: 649; Paegelow 2012: 36). Dies geschieht nicht nur mit dem Ziel die Interessen der ortsansässigen Ober- und Mittelschicht zu erfüllen, sondern als „part of the creation of ‚sustainable‘ conditions for global success“ (Cloke et al. 2010: 7). Als Instrument der Verdrängung wird die Einführung von Anti-Obdachlosen-Verordnungen genutzt (Cloke et al. 2010: 6f.). MITCHELL präsentiert für die Überwachung und Regulierung von Obdachlosen umfangreiche Beispiele aus verschiedenen Städten in den USA, auch solche, die bisher als liberal galten. Er kritisiert das restriktive Vorgehen und die Art und Weise, wie der öffentliche Raum, und damit der für Obdachlose überlebenswichtige Raum, vernichtet wird und betont, dass sich auch die Wahrnehmung dieser Prozesse durch die breite Masse gewandelt hat. Die Verdrängung von Obdachlosen aus dem öffentlichen Raum wird nicht mehr nur als erforderlich, sondern als rechtmäßig wahrgenommen und die Ansicht vertreten, dass die genutzten Instrumente der Verdrängung richtig gewählt sind (Cloke et al. 2010: 7.; DeVerteuil 2010: 649). Des Weiteren beschreibt MITCHELL (2003) die Rolle lokaler Dienstleister, wie beispielsweise Wohlfahrtseinrichtungen. Er argumentiert, dass Programme

oder Einrichtungen, zwar geschützte Räume zur Verfügung stellen, jedoch häufig mit politischen Einrichtungen und Entscheidungsträgern, sowie mit Wirtschaft und Polizei kooperieren, wiederum mit dem Ziel, Obdachlose aus dem städtischen Raum zu dislozieren. Außerdem betont auch er das Bestreben der Städte ihr Image im Städtewettbewerb zu bewahren und den Stadtraum so zu gestalten, dass er von internationalem Kapital nachgefragt wird. Aufgrund dieser Tatsachen weitet Mitchell die Diskussion über die Problematik der Obdachlosigkeit hinaus aus und nimmt Bezug auf das Recht auf öffentlichen Raum (Clope et al. 2010: 7; DeVerteuil et al. 2009b: 649; Mitchell 2003: 163-167, 180f.). Das Konzept der »Post-justice City« ist der im Moment in Wissenschaft und Forschung am häufigsten genutzte Ansatz, wenn es um die Diskussion von Obdachlosigkeit geht (DeVerteuil et al. 2009b: 649). Der Fokus dieser punitiven Ansätze liegt darauf zu beleuchten, auf welche Art und Weise die Verdrängung von Obdachlosen aus dem öffentlichen und vor allem innerstädtischen Raum erfolgt und wie diese Geographien der Verdrängung legitimiert werden.

Kritisiert werden die oberhalb vorgestellten Ansätze von SMITH und MITCHELL in Arbeiten von CLOKE ET AL. (2010), DEVERTEUIL ET AL. (2009b) und JOHNSEN & FITZPATRICK (2010). „[W]e are concerned that the current orthodoxy may lead to the what will best be an incomplete and at worst an inaccurate portrayal of homelessness in the city“ (Clope et al. 2010: 7). Zunächst einmal vernachlässigen die punitiven Rahmungen den Stellenwert von Sozialleistungen für Obdachlose selbst. Diese erfüllen einerseits die Funktion Obdachlosen einen geschützten Raum zu bieten, andererseits übernehmen sie die Funktion eines Ortes, an dem sich Obdachlose aufhalten können, wenn sie aus dem innerstädtischen Raum verdrängt wurden. Dass sich diese Orte oftmals an peripheren Plätzen in der Stadt befinden, passt in das Bild, welches von Kontrolle und Eindämmung gezeichnet wird (Clope et al. 2010: 10). Weiterhin läuft der revanchistische Ansatz Gefahr als allgemeingültig verstanden zu werden. Studien haben ergeben, dass in verschiedenen Ländern sowohl Charakteristika der Obdachlosigkeit selbst und deren Dimension, als auch die Reaktionen darauf und die betriebene Stadtpolitik sehr unterschiedlich sind. Trotzdem werden Technologien und Techniken übernommen, um mit der vorhandenen Obdachlosigkeit umzugehen (Clope et al. 2010: 9). Des Weiteren wird am Modell der »Revanchist City« bemängelt, dass der Schwerpunkt auf der regulierenden Kontrolle über die Räume, in denen sich Obdachlose aufhalten, liegt und es vollkommen außer Acht gelassen wird, wie Obdachlose mit diesen Einschränkungen und restriktiven Maßnahmen umgehen, oder in welcher Art und Weise sie Widerstand leisten (Clope et al. 2010: 7f.). An dieser Stelle wird meine Arbeit ansetzen. Aufbauend auf dieser Kritik, möchte ich eine noch junge, humanorientierte

Forschungsströmung, vertreten durch CLOKE ET AL. (2008, 2010), DEVERTEUIL (2003, 2006), DEVERTEUIL ET AL. (2009a), DEVERTEUIL ET AL. (2009b), JOCOY & DEL CASINO (2010), JOHNSEN ET AL. (2005a, 2005b), JOHNSEN & FITZPATRICK (2010), LANCIONE (2013), TAKAHASHI (1996) und VENESS (1993) vorstellen. Sie kritisieren, dass der Fokus in den letzten Jahren fast ausschließlich auf den öffentlichen Reaktionen auf Obdachlosigkeit lag (Takahashi 1996: 292) und erkennen die „growing multiplicity of homeless people“ (DeVerteuil et al. 2009b: 646) an. Erst in den letzten Jahren erhielten sie Zuspruch, weshalb diese Perspektive oftmals noch mehr zu beantwortende Fragen aufwirft, als Antworten zu geben. Diesem Ansatz liegt der Anspruch zugrunde, das Phänomen der Obdachlosigkeit „from within“ (Lancione 2013: 358) zu erforschen. Deshalb liegt der Schwerpunkt dieser Forschungsströmung auf Praktiken, Performanzen und Affekten des alltäglichen Lebens obdachloser Menschen (Cloke et al. 2010: 62; Lancione 2013: 358). „The aim of these works is not to undermine the relevance of neoliberalism in shaping urban policies, which has always been the trope of previous approaches“ (Lancione 2013, 358), sondern sie wählen einen anderen Blickwinkel auf die Stadt der Obdachlosen, indem sie den Schwerpunkt auf Praktiken und Emotionen der Obdachlosen selbst legen (Jocoy & Del Casino 2008; Lancione 2013: 358). Vertreter dieses Ansatzes plädieren für „a more complex understanding of the way in which homelessness is governed, paving the way for a characterization of homelessness that pays more attention to the agency of homeless people themselves, to the complexity of homeless geographies, and to the construction and peopling of those spaces of homelessness in which homeless people experience a range of relationship that include compassion and care - even love - as well as regulation, containment and control.“ (Cloke et al. 2010: 2) So versucht diese Art von Forschung zu klären, wer »die Obdachlosen« sind, abweichend von einer diskursiven Konstruktion von Obdachlosigkeit und dem Schwerpunkt auf der Beschneidung ihrer Rechte und Bewegungsfreiheit, sondern vielmehr mit dem Fokus auf der Art und Weise, wie Restriktionen auf obdachlose Menschen wirken und deren Handeln beeinflussen (DeVerteuil et al. 2009b: 650; Weisser 2011: 157). Während die punitiven Ansätze dazu tendieren ein „kind of universal homeless subject found in media accounts“ (DeVerteuil et al. 2009b: 650) zu zeichnen und sich auf das Bild des obdachlosen Mannes auf der Straße zu beschränken, versucht die humanorientierte Forschungsrichtung dem entgegenzuwirken, in dem sie erforscht, wie einzelne Obdachlose, als Individuum betrachtet, mit Restriktionen umgehen. Diese Perspektive nimmt die Obdachlosencommunity als heterogene Subgesellschaft wahr, die sowohl nach Alter, Geschlecht und Ethnizität, als auch nach Faktoren wie Suchterkrankung oder psychischer Erkrankung differenziert ist, in

unterschiedlichen Formen der Wohnungs- und Obdachlosigkeit lebt und verschiedenste Ursachen für diesen Zustand hat. So erleben beispielsweise Mann und Frau oder Migrant und Einheimischer das Leben auf der Straße stark differenziert, ebenso wie die weiteren unterschiedlichen Subgesellschaften innerhalb der Obdachlosencommunity (DeVerteuil et al. 2009b: 650; Johnsen et al. 2005a; May et al. 2007). Deshalb plädieren sie statt dem Verständnis von »dem Obdachlosen« für die Notwendigkeit „to develop a more nuanced understanding of a varied homeless population and therefore of the quite different experiences of homelessness within the contemporary city“ (DeVerteuil et al. 2009b: 650). Des Weiteren wirft dieser Ansatz zur Betrachtung von Obdachlosigkeit die Frage auf, ob Geographien der Obdachlosigkeit an jedem Ort gleich und damit vergleichbar sind. Fortwährend den punitiven Rahmen als Zugang zu Obdachlosigkeit zu wählen hat im Laufe der Zeit eher eine hemmende, statt einer belebenden und voranbringenden Wirkung auf die Forschung. Durch den immer gleichen Zugang werden auch stets Beispiele aufgegriffen und herausgestellt werden, welche die aufgestellten Thesen bestätigen. Außerdem ist es nicht verwunderlich, dass die Ergebnisse in Städten des westlichen Teils der Welt nicht stark voneinander abweichen, praktizieren die Städter doch alle einen ähnlichen, aber in jedem Fall punitiven Umgang mit Obdachlosen, um im internationalen Städtewettbewerb bestehen zu können. Jedoch wird durch die Nutzung des stets gleichen Ansatzes die Generierung von möglichen anderen Ergebnissen außer Acht gelassen oder sogar verhindert (DeVerteuil et al. 2009b: 650f.; Weisser 2011: 157). Gewinnbringender für die Forschung wäre es jedoch „to try to understand why it is that problems of homelessness take different forms in different places, and why responses to these problems likewise differ“ (DeVerteuil et al. 2009b: 651). Es stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, wo sich Obdachlose aufhalten, wenn sie aus der Innenstadt verdrängt wurden. Dies bewirkt eine Verlagerung des Interesses auf obdachlose Menschen selbst, da sie die kontrollierten und verdrängten Subjekte darstellen, wobei sich zugleich auch der Fokus von den Interessensvertretern der Eindämmung und Kontrolle abwenden wird. Es ist zu kurz gedacht, die Gründe für die sich in eine punitive Richtung verändernde Stadtpolitik ausschließlich bei der lokalen politischen Entscheidungsträgern, den regionalen Medien und der ortsansässigen Polizei zu suchen, welche Obdachlose im Namen und Interesse der lokalen Wirtschaftsunternehmen und des internationalen Kapitals aus dem öffentlichen Raum verdrängen (DeVerteuil et al. 2009b: 651). Begründet wird das Streben nach Veränderung in der Ausrichtung der Forschung darin, dass der punitive Zugang „offer an inadequate reading of both capital and especially of the state, and of the relation between capital, the state and other actors“ (DeVerteuil et al. 2009b: 651), auf der anderen Seite ist es

fraglich, ob die städtische Regierung „be reduced to the handmaid of capital [...] because the coalitions through which homeless policies unfold are far more diverse (and far more fragile) than is implied in the punitive literature. Such diversity tends in turn to lead to a variety of policy responses, sometimes pulling in different directions, in the same place“ (DeVerteuil et al. 2009b: 651). Öffentliche Gremien und Organisationen lassen sich keineswegs immer als Gehilfen des Kapitals deklarieren, sondern können durchaus unterschiedliche Positionen einnehmen, die bei punitiven Ansätzen jedoch nicht beachtet oder stark vernachlässigt werden (Weisser 2011: 157). Durch diesen veränderten Zugang nimmt die Zahl der Geographien der Obdachlosigkeit zu. Anstatt sich nämlich ausschließlich mit den restriktiven Prozessen im öffentlichen Raum zu beschäftigen, sollte der Fokus auf den Strukturen und Gegebenheiten von Orten, wie Unterkünften, Anlaufstellen, etc., liegen, an denen sich Obdachlose ebenfalls aufhalten und die als Teil des Widerstandes gegenüber der punitiven Stadtpolitik gesehen werden können, sofern sie unabhängig von politischen Organisationen arbeiten (Clove et al. 2010: 11f.; DeVerteuil et al. 2009b: 651).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der Rahmen dieser Forschungsströmung primär im kleinräumigen Bereich liegt und sie von der Bestrebung lebt, die Alltags- und Lebenswirklichkeiten obdachloser Menschen in der Vordergrund zu stellen, sowie sie als Individuen, als heterogene Gruppe, als aktiv Handelnde und nicht ausschließlich als Opfer einer neoliberalen Stadtpolitik mit ihren restriktiven Interventionen wahrzunehmen. „[W]e aim to restore to homeless people not only a stronger sense of agency but also a crucial sense of humanity so often missing in accounts of urban homeless“ (Clove et al. 2010: 20).

2.3 Einordnung des Themas in die geographische Obdachlosen-Forschung

Diese Arbeit soll in der zuletzt beschriebenden Forschungsströmung verortet werden. LEES (1998) beschreibt die Straße als einen komplexen Raum, in dem obdachlose Personen mit verschiedenen sozialen, kulturellen und ökonomischen Hintergründen leben, so dass sich daraus verschiedene Formen der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit ergeben, die jedoch nach wie vor von kulturellen und sozialen Zwängen determiniert werden. RUDDICK (1990, 1996) betont in ihren Arbeiten, dass obdachlose Personen durch die sich stets verändernden Räume und Politiken der Stadt ständig neu beeinflusst werden, sich in diesem Kontext aber auch immer wieder selbst neu erschaffen. Sie „contrasts the apparent victimization and annihilation of homeless people with their tenacity and ability to cope with the change going around them“ (Clove et al. 2010: 7f.). Gleichzeitig verweist sie auf die Fähigkeiten und Kapazitäten von obdachlosen Personen, „place-making devices“ (Clove et al. 2010: 8) zu

entwickeln, sowie gezielt und ergebnisorientiert zu nutzen. Mit Hilfe dieser Taktiken verbessern auf der Straße lebende Personen ihre individuellen Bewältigungsprozesse und – praktiken, unter deren Zuhilfenahme sie es verstehen, Räume für ihre eigenen Zwecke und Interessen umzuwandeln, indem sie räumliche Verfügungsrechte und Dispositionen sowie ursprünglich zugewiesene Bedeutungen des Raumes außer acht lassen und bewusst übergehen (Cloke et al. 2010: 8). „[H]omeless people cannot and should not be regarded as political or cultural dupes, understood only as compliant or survivalist within the punitive socio-spatial order. Instead, with limits, they exercises choices and draw on enabling knowledges als well als in individual or collective creativity and capability. They form complex social networks, sometimes involving peer group cooperation, and there ist evidence that the potential cohesion of shared territory, identity and defence can be strongly positive experience“ (Cloke et al. 2010: 8).

Die Tatsache, dass städtische Obdachlosigkeit auch in Städten, die durch eine punitive und restriktive Vorgehensweise gegen Obdachlose geprägt sind, weiterhin existent ist, lässt den Schluss zu, dass Obdachlosigkeit gerade nicht ausschließlich unter den sozial konstruierten Stigmata von Kriminalität und Devianz betrachtet werden darf (Cloke et al. 2010: 8). Vielmehr ist dort „also a sense that the presence of homeless people among the power, wealth and leisureorientation of prime urban spaces can undercut te very ideology oft he revanchist/postindustrial/postjustice city itself“ (Cloke et al. 2010: 8). Die entwickelten Taktiken sichern als Bewältigungspraktiken von obdachlosen Personen nicht nur deren eigenes Überleben auf der Straße, sondern weisen auch auf die Existenz von alternativen sozialen Netzwerken und politischen Ideologien innerhalb des innerstädtischen Raumes hin. An dieser Stelle sei noch einmal betont, dass die punitiven Ansätze differenzierte Geographien der städtischen Obdachlosigkeit nicht erfassen können und diese deshalb verdeckt bleiben, insbesondere bleibt unerfasst, wie Obdachlose mit diesen Einschränkungen und restriktiven Maßnahmen umgehen oder in welcher Art und Weise sie selbst Widerstand gegen Repressionen leisten (Cloke et al. 2010: 7f.). Die Motive aufgrund derer sich Obdachlose innerhalb der Stadt bewegen sind vielfältig und bestimmen die Bewegungsmuster. Sie reichen von der Erfüllung grundlegender Lebensbedürfnisse, über die Absicht Geld zu verdienen und Pausen zu machen, bis hin zum Aufsuchen von Hilfseinrichtungen. Geformt werden die Wege der Obdachlosen durch die Stadt zum einen durch den Besuch von Hilfseinrichtungen, die zumeist im Stadtraum verteilt sind, zum anderen durch die Existenz von Räumen, in denen Obdachlose unerwünscht sind oder die bewusst gemieden werden, und zuletzt durch Kenntnisse der Mikro-Architektur der Stadt.

Diese Perspektive ermöglicht es, die Stadt aus Sicht der Obdachlosen über das formale Verständnis hinaus zu untersuchen und alternativen Zeichen und Markierungen ebenfalls Bedeutung für die affektiven Welten von obdachlosen Menschen zuzuschreiben. Die affektiven Welten sind verantwortlich für die Entstehung von Orten die für auf der Straße lebende Personen von Bedeutung sind (Cloke et al. 2010: 8), „both, in the better known spaces that homeless people bring into being as ‚homeless place‘ through practices of reinscription“ (Cloke et al. 2010: 8).

Diese Arbeit ist in den Teil der Forschung zu Obdachlosigkeit einzuordnen, die den humanen Aspekt der Geographien von städtischer Obdachlosigkeit hervorheben möchte, da „[t]hese *human* geographies of homelessness need to be put to work alongside more regulationist understanding to offer a more complex understanding of homelessness and the city“ (Cloke et al. 2010: 8; kursiv i.O.). Die Arbeit befasst sich exemplarisch mit Geographien der Verdrängung am Beispiel der Obdachlosenszene in der Hansestadt Hamburg. Betrachtet man Verdrängungsprozesse, so wird schnell die Relevanz der Geographie deutlich, da sich diese Prozesse sowohl aus sozialer Exklusion als auch aus räumlicher Exklusion zusammensetzen. Aus der Übereinstimmung mit dem Ansatz, menschliche Geographien der Obdachlosigkeit zu zeichnen und der Kritik an der punitiven Rahmung, welche die Obdachlosencommunity vereinfachend als homogen wahrnimmt und die Verdrängenden statt die Verdrängten hervorhebt, ergeben sich zentrale Aspekte dieser Arbeit. Die Obdachlosenszene soll als Gruppe differenzierter Individuen verstanden werden, deren Wahrnehmungen und Praktiken sich unterscheiden und deren Handlungsfähigkeit gegenüber Restriktionen unbedingt hervorgehoben werden muss. Die obdachlosen Personen sollen die Chance bekommen, selbst Stellung zu Geographien der Verdrängung zu beziehen. Sie dürfen erklären, ob und wo aus ihrer Sicht eine räumliche Verdrängung statt findet und wie sie diese wahrnehmen. Des Weiteren haben sie die Möglichkeit sich dazu zu äußern, welche Geographien der Verdrängung für sie relevant sind und Einfluss auf ihre Alltagswirklichkeit haben. Außerdem können sie berichten und erklären, wie sie mit tatsächlicher, also auch physischer Verdrängung umgehen. Den obdachlosen Personen die Möglichkeit zu geben, sich selbst zu erklären und Verdrängungsprozesse und Auswirkungen aus ihrer Sicht zu schildern, ist meiner Meinung nach ein wichtiger Schritt, um die Komplexität der Lebenswelt und die konkrete Alltagswirklichkeit obdachloser Menschen nachvollziehen und verstehen zu können. „As we have already suggested, too much of this research continues to proceed at a relatively high level of abstraction, with only a narrow engagement with the concrete changes shaping homeless people's lives [...] and with little or nor discussion, via a field-based methodology,

with the subjects of that research - namely, homeless people themselves.“ (Cloke et al. 2010: 17).

Hier soll die vorliegende Arbeit ansetzen und mit einer feldbasierten Forschung dazu beitragen, räumliche Verdrängung aus Sicht der Obdachlosen darzustellen. Zudem möchte ich diese Arbeit in die Debatte um die Kommodifizierung des öffentlichen Raumes einbetten. Da Obdachlose in ihrer Lebensführung zu großen Teilen auf den öffentlichen Raum angewiesen sind und dieser eine existenzielle Funktion einnimmt, soll dieser anschließend sowohl in seiner Funktion, als auch als Bestandteil des Kommodifizierungsprozesses dargestellt werden.

2.4 Der öffentliche Raum

Da Obdachlose in ihrer Lebensführung zu großen Teilen auf den öffentlichen Raum angewiesen sind und dieser eine existenzielle Funktion in ihrer Alltagswirklichkeit einnimmt, soll dieser Raumbegriff bestimmt und abgegrenzt werden und anschließend sowohl in seiner Funktion, als auch als Bestandteil des Kommodifizierungsprozesses dargestellt werden, welcher wiederum die Basis für viele Geographien der Verdrängung legt.

In der Literatur zur Stadtentwicklung werden aktuell drei Bedeutungsebenen des öffentlichen Raums diskutiert (Belina 2006: 205; Breuer 2004: 700f.; Glasze 2001: 161). Eine erste Bedeutungsebene ist das Eigentumsrecht. Öffentliche Räume sind Gebiete, die im kommunalen oder staatlichen Besitz sind und unter Verwaltung selbiger stehen. Eine weitere Bedeutungsebene ist die der Offenheit. Öffentlicher Raum ist nach dieser Bedeutungszuschreibung ein Ort, der für alle Personen frei zugänglich ist. Die letzte Bedeutungsebene ist die der Öffentlichkeit (Glasze 2001: 161). Einmal als „Begegnung, Auseinandersetzung und Kommunikation von Fremden“ (Glasze 2001: 161) und als „Arena“ (Glasze 2001: 161) des Handelns, des kulturellen Lebens und der politischen Willensbildung. Gerade in dieser letzten Bedeutungsebene liegt die gesellschaftliche Relevanz des öffentlichen Raumes (Glasze 2001: 161f.). Unter öffentlichem Raum sind nach diesen Bedeutungsebenen im klassischen Sinne Straßen, Wege, Parks und Plätze zu verstehen. Im Gegensatz dazu ist privater Raum das Ergebnis der Privatisierung von Räumen, die sich dann im nicht-staatlichen Besitz befinden. Jedoch ist die Unterscheidung zwischen öffentlichem und privatem Raum nicht immer eindeutig (Kirsch 2003: 19f.). So gibt es verschiedene Zwischenformen. Dazu zählen Räume, die staatliches Eigentum sind, jedoch nur einem ausgewählten Teil der Öffentlichkeit zugänglich sind, wie beispielsweise Schulen oder Kasernen. Ebenso werden hierzu Räume gezählt, die zwar Privateigentum, der Öffentlichkeit aber trotzdem zugänglich sind, wie Einkaufszentren, oder Räume die Privateigentum sind und

staatlich bezuschusst werden, wie etwa der ÖPNV (Kirsch 2003: 19ff.). Solche Räume werden in der Literatur häufig als hybride Öffentlichkeit oder semi-öffentliche Räume bezeichnet (Kirsch 2003: 21; Mohrdieck 2004: 60f.). Nach wie vor ist der physische Ort als Leitlinie in der Stadplanung verankert, da er als wichtiger Bereich zur Verwirklichung sozialer Grundrechte fungiert. Für die Wahrnehmung und Anerkennung als gesellschaftliche Gruppe ist diese gezwungen sich physische Orte anzueignen und dort präsent zu sein (Glasze 2001: 163). „[T]here is literally no room in Internet's „public space“ for a homeless person to exist – to sleep, to relax, to attend to bodily needs. Nor can their needs, desires, Fans political representations ever be *seen* in the manner that they can be seen in the public space of the city.“ (Mitchell 2003: 147, kursiv i.O.) Deshalb sollte angestrebt werden physische Orte zu schaffen, „die von möglichst vielen Gruppen der Gesellschaft physisch und symbolisch angeeignet werden können“ (Glasze 2001: 164). Die Umwandlung physischer Räume in privates Eigentum reduziert die Aneignungsmöglichkeiten dieser Orte massiv und konstruiert hingegen „Orte und Gebiete für strategisch ausgewählte Teile der Gesellschaft“ (Glasze 2001: 174) was eine „Differenzierung der Bürgerrechte und damit ein Ausschluss bestimmter Gruppen“ (Glasze 2001: 175) zur Folge hat. Damit wird ein physischer Raum geschaffen, der für vielfältige Nutzungsformen zur Verfügung steht, wenn man der passenden gesellschaftlichen Klasse angehört (Glasze 2001: 175).

2.4.1 Kommodifizierung des öffentlichen Raumes

Definiert wird Kommodifizierung als Ökonomisierung, mit dem Ziel, etwas in eine Ware mit Mehrwert zu verändern (Neupert 2010: 4). Vertreter der Radical Geography, die auf einem neomarxistischem Ansatz basiert, verwenden diesen Begriff häufig im Kontext des öffentlichen urbanen Raumes, wenn sie gesellschaftliche Raumproduktionen, speziell die sozialen Produktion von Raum, kritisch diskutieren (Belina 1999: 59). Im Kontext des öffentlichen Raumes bezieht sich Kommodifizierung auf eine Umgestaltung des gesamtgesellschaftlichen Raumes unter den Aspekten der Profitorientierung und der Erhöhung der Wirtschaftlichkeit. Ein mögliches Mittel um diese Ziele zu erreichen ist die Privatisierung von Räumen (Neupert 2010: 5). MITCHELL (1997) beschreibt die Kommodifizierung als logische Folge des globalisierten kapitalistischen Systems. „For capital to be free, it must also be fixed in place. This is the central geographical contradiction of capitalism, and the one that makes the *ideology* of globalization, together with neoliberal, revanchist social regulation, so important. It is contradiction that is rooted in capitalism's tendency toward a continually declining rate of profit.“ (Mitchell 2003: 165, kursiv i.O.) Im

Rahmen der Tertialisierung werden Städte zu individuellen Standorten, die im internationalen Städtewettbewerb ständig um aufstrebende Unternehmen und gehobene Dienstleister werben müssen und danach streben sowohl finanzkräftige Touristen als auch eine finanzstarke Mittel- und Oberschicht anzuziehen. Investoren befürchten durch die konzentrierte Anwesenheit von Randgruppen einen Werteverfall ihrer Immobilien in der näheren Umgebung, während der Einzelhandel Umsatzeinbrüche erwartet (Belina 2003: 96; Neupert 2010: 5; Wehrheim 2012: 33). Durch diesen Anspruch bedingt, werden Städte zur »unternehmerischen Stadt« (Becker 2001) mit dem Ziel, ihren Stadtraum zu ästhetisieren: „Image ist alles.“ (Mitchell 2007: 258) Um im internationalen Städtewettbewerb konkurrieren zu können, wird es von Städten angestrebt, „eine scheinbar stabile, geordnete Landschaft als positiven Anreiz für weitere Investitionen zu schaffen und die Rentabilität der gegenwärtigen Investitionen in den Kerngebieten der Stadt aufrechtzuerhalten“ (Mitchell 2007: 273). Umgesetzt werden soll dies durch das Anstreben gut-bürgerlicher Klischees, die in dieser Form eher untypisch für den urbanen Raum sind. Erwünscht sind Räume mit gehobenen und gesellschaftskonformen Verhaltensstandards, sozialer Kontrolle und Ordnung (Ronneberger 2001: 37). In Folge dessen wird das „Subproletariat der Metropolen“ (Belina 1999: 60) als störend wahrgenommen. Dazu zählen Randgruppen wie Obdachlose, Punks, Drogenabhängige, Bettler und Prostituierte. Sie gehen nicht konform mit den Wert- und Normvorstellungen der Mehrheitsgesellschaft und ihre Anwesenheit wird deshalb als störend und umsatzschädigend empfunden. Deshalb kommt es im Rahmen der Kommodifizierung zwangsläufig zum Ausschluss bestimmter Bevölkerungsgruppen (Belina 1999: 61), der moralisch, ökonomisch oder kategorisch begründet wird. Ein moralisch begründeter Ausschluss liegt dann vor, wenn gegen normativ anerkannte Verhaltensweisen verstoßen wird. Ein ökonomischer Ausschluss wird in der Regel moralisch legitimiert und erfolgt dann, wenn z.B. durch bestimmte Verhaltensweisen oder die äußere Erscheinung der Wert eines Raumes gemindert wird, oder Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft beim konsumieren unangenehm berührt oder sogar behindert werden (Wehrheim 2012: 216). Ein kategorischer Ausschluss erfolgt, „wenn anhand von askriptiven Merkmalen Kategorien gebildet werden, denen grundsätzlich der Zugang verweigert wird“ (Wehrheim 2012: 216).

Um eine Verdrängung der als störend und kapitalschädigend empfundenen Randgruppen aus dem öffentlichen Raum zu legitimieren und umzusetzen werden diese als Sicherheitsrisiko eingestuft (Belina 1999: 61; Belina 2003: 96), wobei es nicht relevant ist, „ob Kapital „wirklich“ so funktioniert; es reicht vollkommen aus, dass diejenigen in den machtvollen Positionen denken, dass es so funktioniert“ (Mitchell 2007: 274). Während SIEGEL (1995) die

Vertreibungspolitik befürwortet und die „katastrophalen Folgen liberaler Stadtpolitik“ (Belina 2003: 84) anprangert, kritisiert SENNET (1992) eben diese Vertreibungspolitik und betont, „dass die Qualität öffentlicher Räume gerade in ihrer Unordnung, Unvorhersehbarkeit und Buntheit liege“ (Belina 2003: 84). An dieser Stelle ist es fraglich, ob nicht Moral und Kultur, statt Politik und Ökonomie die treibenden Kräfte sind (Belina 2003: 84).

2.4.2 Dimensionen der Kommodifizierung

WEHRHEIM beschreibt vier Formen der Verdrängung als dem öffentlichen Raum: Das Recht, das Personal, die architektonische Gestaltung von Räumen und die Technik (Wehrheim 2012: 57). Die Dimension Recht wird durch festgelegte Normen und Werte unterstützt und ist die Basis für ordnungspolitische Maßnahmen. Dabei wird entweder der Rechtsstatus des Raumes durch Privatisierung geändert, oder das öffentliche Recht modifiziert. Durch die Privatisierung von öffentlichem Raum ändert sich dessen Rechtsstatus, indem öffentlicher Raum in privaten Raum umgewandelt wird, auch wenn dieser nach wie vor einer Teilöffentlichkeit bzw. der gesamten Gesellschaft offen steht kann. Dass semi-öffentliche Räume im eigentumsrechtlichen Sinne als private Räume geführt sind, ist für Außenstehende nicht immer offenkundig (Neupert 2010: 6). Der Zugang zu semi-öffentlichen Räumen und das Verhalten in ihnen wird oftmals durch „substrafrechtliche Partikularnormen“ (Neupert 2010: 6), wie Hausordnungen, reglementiert. Den Hausordnungen werden Verhaltensnormen zugrunde gelegt, die im eigentlichen Sinn keine strafrechtlich relevantes Handeln darstellen, aber der Ästhetisierung von Räumen dienen (Wehrheim 2012: 62f.). Als Beispiel für die Modifizierung des öffentlichen Rechts können „Anti-Obdachlosen-Gesetze“ (Mitchell 2007: 259) angeführt werden, wie sie verstärkt in den USA erlassen werden. Diese Anti-Obdachlosen-Gesetze verbieten zum Beispiel das Kampieren in der Öffentlichkeit, Herumlungern, Betteln und auf Bürgersteigen zu sitzen oder zu liegen ebenso, wie öffentliches Schlafen und Urinieren, Putzen von Windschutzscheiben, Schlendern durch Parkhäuser, Straßenperformances, direkte Hilfeleistungen gegenüber Landstreichern, das Durchsuchen und Sammeln von Müll und das Verströmen unangenehmer Gerüche. Diese einschränkenden Verordnungen zielen im Speziellen auf typische Verhaltensmuster von Randgruppen ab und sind entweder für bestimmte Orte innerhalb der Stadt oder für das gesamte Stadtgebiet gültig (NLCHP & NCH 2009: 9ff, 165ff.) Durch sie erfolgt eine Neudefinition und Normierung von tolerierten und konzidierten Verhaltensweisen, welche das Verhalten im öffentlichen Raum bedeutend reglementieren. MITCHELL (2007) bezeichnet dies als die Vernichtung des Raumes per Gesetz. Der Umfang der akzeptierten und tolerierten

Handlungen obdachloser Menschen im öffentlichen Raum wird reduziert, mit der Absicht, sie aus den mit Restriktionen belegten Orten der Stadt zu entfernen. Als logische Konsequenz verliert der öffentliche Raum seine Funktion als sozialer Ausgleichsraum (Mitchell 2007: 256ff.; Neupert 2010: 6). Die Auswirkungen dieser Verordnungen auf obdachlose Personen sind enorm, da ihnen damit explizit Aktivitäten untersagt werden, für deren Ausführung sie den öffentlichen Raum nutzen müssen, da sie über keinen privaten Rückzugsraum verfügen (Mitchell 2007: 261). „[T]o control behavior and space such that homeless people cannot do what they must do in order to survive without breaking laws. Survival itself is criminalized“ (Mitchell 2003: 163). Hausordnungen in semi-öffentlichen Räumen werden oftmals so formuliert, dass sie genau auf das charakteristische Verhalten unerwünschter Gruppen abzielen und diese Verhaltensweisen als unakzeptabel klassifizieren (Glasze 2001: 165).

Die Dimension Personal ist, in der Regel in Form von privaten und staatlichen Sicherheits- und Ordnungskräften, verantwortlich für die Durchsetzung der geltenden Partikularnormen. Die deutsche Polizei kann verschiedene Maßnahmen anwenden, um die Störung der öffentlichen Ordnung zu unterbinden (Wehrheim 2012: 63-76). Neben Maßnahmen wie Platz- und Aufenthaltsverboten, Geldstrafen und Ingewahrsamnahme steht der Polizei noch ein weiteres Mittel zur Verfügung, welches an einen geographisch festgelegten Raum geknüpft ist, das Konstrukt der »gefährlichen Orte«. Wird ein Ort als gefährlicher Ort deklariert, hat die deutsche Polizei die Möglichkeit, unabhängig von einem begründeten Verdacht die Identität von sich dort aufhaltenden Personen zu bestimmen und ohne die Pflicht zur Begründung einen Platzverweis ausstellen zu können. Diese polizeilichen Maßnahmen dienen dazu, bestimmte Leute aus bestimmten Räumen fern zu halten (Wehrheim 2012: 65-69). „Nicht Verhalten oder die Persönlichkeit der Betroffenen soll geändert werden, sondern sie sollen schlicht nicht vor Ort sein. Die Legitimation der Verdrängung erfolgt über die Einstufung einer Person als gefährlich, oder aber als Störfaktor für die öffentliche Ordnung bzw. der materielle Raum selbst wird als gefährlich deklariert. Das *visuelle Erscheinungsbild* oder aber einzelnes *Verhalten* dient in der Regel als Anlass für Kontrolle und Verdrängung.“ (Wehrheim 2012: 69; kursiv i.O.). Der semi-öffentliche Raum wird überwiegend von privaten Sicherheitsdiensten überwacht. Im Zuge einer angepassten und gewandelten Polizeiarbeit findet eine stärkere Kooperation zwischen privaten Sicherheitsdiensten und der deutschen Polizei statt (Brunst 2004; Brunst & Korell 2001; Eick 2007: 60ff.; Kirsch 2003).

Die Dimension der architektonischen Gestaltung wird von WAGNER (1993) und WEHRHEIM (2012) beschrieben. WAGNER sieht darin ein „Zeichensystem der Exklusion, das der sozialen Reinigung des öffentlichen Raumes“ (Wagner 1993: 287) dient. Alleine die architektonische

Gestaltung von Räumen kann auf Mitglieder einer sozialen Gruppe attraktiv und auf eine andere soziale Gruppe abschreckend wirken. Demnach erzielt man bereits durch Ästhetik und Sauberkeit eine symbolische Aneignung und hierarchische Gliederung von Räumen. Sauberkeit beispielsweise fungiert als Form der Reinlichkeit und verdeutlicht Randgruppen, die mit dem Stigma mangelnder Hygiene oder Reinlichkeit behaftet sind, dass ihr Aufenthalt dort unerwünscht ist. Eine exklusive Gestaltung in Form von hochwertigen Materialien soll bestimmte soziale Schichten ansprechen und anderen ihre Unerwünschtheit signalisieren (Glasze 2001: 164f.; Neupert 2010: 8; Wagner 1993: 292; Wehrheim 2012: 116f.). „Definiert sich jemand selbst als ausgegrenzt, wird dies über das Erscheinungsbild von Raum bestätigt“ (Wehrheim 2012: 117). Neben dieser Art von architektonischer Gestaltung können Räume auch so konzipiert werden, dass sie unerwünschte Nutzungs- und Verhaltensformen von Grund auf verkomplizieren oder völlig unterbinden. Erreicht wird dies durch die sogenannte Verdrängungsmöblierung. So werden Metallspitzen auf Gegenständen installiert um das Sitzen oder Anlehnen zu verhindern, Bänke, Bushaltestellen und Parks so gestaltet, dass sie nicht zum Liegen dienen. Es werden Unterstandsmöglichkeiten entfernt, Sprinkleranlagen installiert und die für Randgruppen nötige Infrastruktur, wie öffentliche Toiletten, abgeschafft. Des Weiteren werden Tunnelzugänge versperrt, damit diese nicht mehr als Schlafplatz dienen und Ecken und Nischen umgebaut, damit sie keine Rückzugsmöglichkeit mehr bieten (Wehrheim 2012: 118). Eine weitere architektonische Gestaltungsmöglichkeit ist das Crime Prevention Through Environmental Design (CPTED). Das Konzept des CPTED zeichnet sich durch eine widersprüchliche Strategie aus. In einem Fall werden Beschränkungsmöglichkeiten wie Mauern und Zäune installiert, um den Zugang zu Räumen zu erschweren, in einem anderen Fall werden genau diese entfernt, damit die Fläche freie Sicht und keine Versteckmöglichkeiten bietet (Wehrheim 2012: 114). „Das Problem und damit die Erklärung für diese scheinbare Diskrepanz ist der Widerspruch zwischen natürlicher Überwachung - ermöglicht durch die Einsehbarkeit, durch möglichst viele „Augen“ sowie ein implizit erhöhtes Entdeckungsrisiko - und Kriminalitätsprävention mittels Mauern, die zwar den Zugang behindern, jedoch nicht immer verhindern“ (Wehrheim 2012: 114).

Die Dimension der Technik wird durch den Einsatz moderner Kommunikations- und Computertechniken zur Kontrolle von Räumen, inspiriert aus Techniken aus der Privatwirtschaft, umgesetzt (Garland 2001: 291). Durch die fortschreitende Entwicklung dieser Techniken steigen auch die Möglichkeiten zur technikbasierten Raumüberwachung. Einen hohen Stellenwert nimmt dabei die, zumeist privatisierte, stationäre Videoüberwachung öffentlicher Räume mit CCTV-Systemen (Closed Circuit Television) ein (Brunst 2004; Kirsch

2003: 103; Töpfer 2007: 212ff.). Allerdings herrscht unter Kritikern die Auffassung, dass CCTV lediglich die räumliche Verlagerung von Straftaten begünstigt und bei deren Verfolgung oder Aufklärung wenig Unterstützung bietet (Belina 2006: 217ff.; Neupert 2010: 8). Im Kontext mit Obdachlosigkeit ist zu betonen, dass Überwachungskameras häufig und bekanntermaßen zur Exklusion unerwünschter Mitglieder von Randgruppen genutzt werden. Anhand ihres Äußeren werden sie gezielt aus dem öffentlichen Raum exkludiert, mit dem Bestreben den innerstädtischen Raum als attraktiv und makellos erscheinen zu lassen (Belina 2006: 217; Wehrheim 2012: 87f., 104ff.)

Restriktive Maßnahmen, mit dem Ziel der Raumaufwertung, basieren auf diesen vier Dimensionen der Intervention. Um die Forderung nach öffentlicher Ordnung durch den Einsatz dieser Maßnahmen zu legitimieren, wird auf das Kriterium der öffentlichen Sicherheit Bezug genommen. Diese nicht unumstrittene Korrelation basiert aus soziologischer Sicht auf der Broken-Windows These von WILSON & KELLING (1982). Sie beschreibt, dass nicht ausschließlich die objektive Sicherheitslage für die Angst vor Kriminalität verantwortlich ist. Alleine das negative Erscheinungsbild (z.B. eine zerbrochene Fensterscheibe) einer Wohnumgebung bedingt eine rückläufige Präsenz von Menschen in dieser Umgebung und reduziert damit die soziale Kontrolle. Dies führt wiederum zu weiteren Ordnungswidrigkeiten und steigender Kriminalität. Auch der Aspekt der Obdachlosigkeit wird genannt: „The unchecked panhandle is, in effect, the first broken window“ (Wilson & Kelling 1982). Darauf basierend wurden Anti-Obdachlosen-Gesetze erlassen, welche den Charakter der »Revanche City« erkennen lassen (Mitchell 2007: 258, 264). Ein Beispiel dafür wäre das Zero-Tolerance Konzept von New Yorks ehemaligem Bürgermeister Giuliani und dem Polizeichef Bratton. Dieses Konzept umfasst unter anderem eine Verschärfung des Rechts, vielfältige Präventionsmaßnahmen im öffentlichen Raum, und ermöglicht der Polizei bereits bei kleinsten Vergehen ein striktes Vorgehen. Im Zuge des Zero-Tolerance Konzeptes kommt es zu einer Sanktionierung aller Handlungen die Obdachlose, mangels eigenem Wohnraum, im öffentlichen Raum ausführen müssen, um überleben zu können (Brüchert & Steinert 1998; Mitchell 2007: 259-269). In Deutschland erschien als Pendant dazu das sogenannte Hamburger Bettelpapier »Maßnahmen gegen die drohende Unwirtlichkeit der Stadt« von 1996, initiiert durch den Hamburger Innensenator Wrocklage. So unterschiedliche Probleme wie Graffiti, Obdachlose, Suchtkranke und Hundekot werden in demselben Kontext erwähnt (Wehrheim 1998: 11; Wehrheim 2012: 22. Das Hamburger Bettelpapier steht für eine „städtische Politik, die sich zusehends an einer räumlichen „Lösung“ sozialer Probleme und Konflikte orientiert“ (Wehrheim 2012: 22). Sowohl durch das Konzept der Zero-Tolerance als

auch durch das Hamburger Bettelpapier erfolgt eine Bekämpfung Obdachloser, anstatt dem strukturellen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Problem der Obdachlosigkeit selbst entgegenzuwirken.

In Folge der beschriebenen Maßnahmen muss die fokussierte Politik der Verdrängung gerechtfertigt werden. Dies geschieht durch den Versuch, den politisch-medialen Diskurs bewusst dazu zu nutzen, individuelle Gründe als Ursache der Armut zu propagieren, während wirtschaftliche und strukturelle Gründe fast vollkommen supprimiert werden (Belina 1999: 60; Belina 2003: 83; Mitchell 2007: 274; Wehrheim 2012: 27f.). Im Zuge dessen werden Obdachlose so als schuldig an ihrer Situation und freiwillig obdachlos dargestellt. Durch die öffentlichkeitswirksame Darstellung von negativen Einzelbeispielen tragen die Medien in signifikanter Weise dazu bei, das Gefühl von Unsicherheit im öffentlichen Raum zu verstärken und sind beispielhaft dafür, wie medialer Diskurs und Politik die öffentliche Meinung und letztlich die tatsächliche Entwicklung beeinflussen können. Es wird eine Korrelation zwischen Kriminalität und Armut popularisiert, die bestehende Stereotypen manifestiert (Belina 2003: 83; Garland 2001: 287f.; Wehrheim 2012: 30f.). Das Stigma des Sicherheitsrisikos haftet dadurch vielen Randgruppen an, so dass eine Disziplinierung und Verdrängung zunehmend auch durch die Mehrheitsgesellschaft befürwortet und als Notwendigkeit gesehen wird (Belina 2003: 83; Mitchell 2007: 275ff.). So zeigt eine Studie, dass aktuell ca. 35% der Bundesbürger eine Entfernung der Obdachlosen aus der Fußgängerzone wünschen (IKG 2006). Benannt wird dies als Ökonomisierung des Sozialen (Heitmeyer & Endrikat 2008) und beschreibt einen „Umwandlung von der Marktwirtschaft in die Marktgesellschaft“ (Heitmeyer 2007), in dessen Folge Menschen immer mehr nach dem Grad ihrer wirtschaftlichen Nützlichkeit bewertet werden.

3 Konzeptioneller Rahmen

Abgesehen von der räumlichen Konzeption stellt besonders die Konzeption eines theoretischen Zugangs zur Obdachlosenszene eine Herausforderung dar. Aufgrund der Komplexität des Phänomens der Obdachlosigkeit ist es schwierig dieses mit ein oder zwei der großen Sozial- und Gesellschaftstheorien zu fassen. „[I]n practice no single theory seems appropriate; thus an amalgam of theories is advocated for a thorough understanding“ (Ravenhill 2008: 25). Im Folgenden soll ein kurzer Überblick über einige der wichtigsten Sozialtheorien gegeben werden, unter Berücksichtigung der Vor- und Nachteile, die sie bei der Verwendung in der Obdachlosenforschung haben. Der Funktionalismus betrachtet Gesellschaft als Ausdruck von Gesellschaftssystemen und Gesellschaftsordnungen und

versucht zu erklären, warum diese Systeme und Ordnungen durch von Gesellschaftsmitgliedern geteilten Normen und Werten gestützt wird. Im Kontext der Konzeptualisierung von Obdachlosigkeit stellt sich die Perspektive des Funktionalismus als schwierig dar, da sie dazu tendiert Obdachlose von Grund auf als dysfunktional, abweichend oder abnormal zu verstehen sowie überwiegend persönliche Unfähigkeit als den Grund für Obdachlosigkeit zu sehen (Ravenhill 2008: 27ff.). Dem Strukturalismus liegt ein Verständnis der Gesellschaft als ein Geflecht aus Strukturen, die das Alltagsleben ordnen, zugrunde. Er ermöglicht eine Analyse sozialer Probleme, indem betrachtet wird, wie Strukturen das tägliche Leben regulieren und organisieren. Im Kontext mit Obdachlosigkeit findet aus der Perspektive des Strukturalismus eine Fokussierung auf die Makroebene, also auf den Einfluss sozialer Gesellschaftsstrukturen auf den Einzelnen, statt. Die Mikroebene, die Beziehung des Individuums zur Gesellschaft, wird außer Acht gelassen. Insbesondere die Tatsache, dass Individuen unabhängig von diesen Strukturen agieren, reagieren und interagieren können, oder in der Lage sind, bewusste Entscheidungen zu treffen oder über eine Risikobereitschaft verfügen. Hilfreich kann der Zugang des Strukturalismus sein, wenn z.B. verschiedene Wirtschafts- und Sozialsysteme und deren Einfluss auf das Phänomen der Obdachlosigkeit verglichen werden sollen (Ravenhill 2008: 29f.). Die Devianz-Theorie basiert auf dem Funktionalismus, wird aber auch in Kombination mit Strukturalismus und Interaktionalismus verwendet. Die funktionalistische Devianz-Theorie kann sowohl auf positive, als auch auf negative Handlungen angewendet werden. Aus der Perspektive dieser Theorie werden Obdachlose einerseits als Bedrohung für die Gesellschaft wahrgenommen, da sie augenscheinlich mit den sozialen Normen gebrochen haben, andererseits werden sie auch als Teil einer natürlich funktionierenden Gesellschaft beschrieben. Die strukturalistische Devianz-Theorie stellt die Position von Individuen oder Subkulturen innerhalb der sozialen Strukturen einer Gesellschaft in den Mittelpunkt. Subkulturen bieten den ausgeschlossenen Mitgliedern der Gesellschaft einen neuen Anhaltspunkt und entstehen als das Produkt von Individuen die mit den Normen und Werten der Mehrheitsgesellschaft nicht konform gehen und ein alternatives Norm- und Wertemuster entwickeln. Ausgehend davon, wäre die Kultur der Obdachlosen das Produkt einer Randgruppe, die von der Mehrheitsgesellschaft ausgeschlossen wird. Jedoch erfasst dieser theoretische Blickwinkel nicht die Gründe, weshalb Menschen in die Obdachlosigkeit geraten. Die interaktionistische Devianz-Theorie betrachtet vorwiegend die Interaktion zwischen Menschen, die von der Mehrheitsgesellschaft abweichen und denen, die sie als abweichend von der Mehrheitsgesellschaft definieren. Die Betrachtung individueller und sozialer Strukturen gerät in den Hintergrund. Problematisch

gestaltet sich die Devianz-Theorie dahingehend, dass sie Obdachlosigkeit zwar generell als abweichendes Verhalten wahrnimmt, jedoch die vielen verschiedenen Ansätze innerhalb dieser Theorie unterschiedliche Gründe für die Devianz anführen, so dass sie zu einer Metapher geworden ist, die je nach Ansatz wechselt (Ravenhill 2008: 31). Der Ansatz der sozialen Exklusion basiert auf der Analyse von Armut und sozialer Exklusion, dessen Inbegriff Obdachlosigkeit ist. Dieser Zugang betrachtet den Einfluss von Interaktionen zwischen Individuen und Strukturen, die gesamte Gesellschaft und Brüche innerhalb dieser interaktiven Beziehungen, in dessen Folge bestimmte Personen von der Gesellschaft ausgeschlossen werden. Kritisch anzumerken ist, dass Obdachlose als schuldig an der Situation und als Gestalter des eigenen Schicksals verstanden werden. Dieser Ansatz spricht den Individuen Autonomie und die Fähigkeit das eigene Leben zu gestalten und zu führen ab, indem es sie als gefangen in den Strukturen der Gesellschaft versteht (Ravenhill 2008: 41f.). Die Strukturationstheorie betrachtet die Rolle des Individuums innerhalb größerer Strukturen und betont die Dualität von Handlungsfähigkeit und Strukturen sowie die Interaktion zwischen eben diesen. Strukturen und Handlungsfähigkeit können nicht isoliert voneinander existieren, da Strukturen Handlungsfähigkeit ermöglichen und soziale Interaktion diese Strukturen bildet (Ravenhill 2008: 43). Diskurstheoretische Ansätze können das Verhältnis zwischen Obdachlosencommunity und Mehrheitsgesellschaft erklären, stoßen jedoch dann an Grenzen, wenn betrachtete Phänomene nicht mehr durch Sprache oder Zeichen erklärt werden können. Der bei der Betrachtung von Obdachlosigkeit oftmals verwendete neomarxistische Ansatz als Perspektive der Radical Geography erklärt zwar die Diskrepanz zwischen Obdachlosen und Mehrheitsgesellschaft aus einer kapitalistischen Perspektive, greift aber in vielen Punkten zu kurz. Im Kontext mit Obdachlosigkeit ist es nicht zwingend notwendig den gesamten Kapitalismus in Frage zu stellen, noch den Fokus nur auf die »Verlierer der Gesellschaft« zu richten und Obdachlosen in großen Teilen ihre Handlungsfähigkeit abzusprechen und sie ausschließlich als Opfer des kapitalistischen Systems darzustellen. Der neomarxistische Ansatz greift deshalb zu kurz, weil Details, insbesondere die Komplexität der Obdachlosigkeit, vernachlässigt und die Obdachlosencommunity als homogene Gruppe gesehen wird. Der neomarxistische Ansatz wird beliebig, da er den Facettenreichtum nicht aufgreifen kann. Allerdings ist kritisch anzumerken, dass hier die Obdachlosencommunity als eine homogene Gruppe verstanden wird, ihnen in großen Teilen ihre Handlungsfähigkeit abgesprochen und sie ausschließlich als Opfer des kapitalistischen Systems dargestellt wird. „In conclusion, no single theory adequately encapsulates the whole of the problem of homelessness. Different theories offer

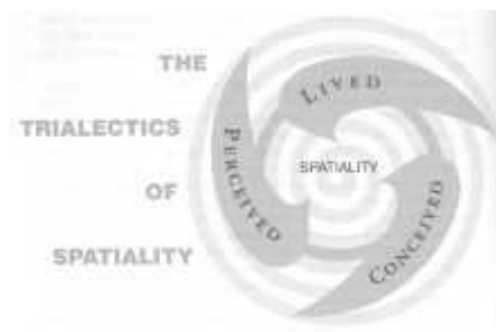
great insight into specific facets“ (Ravenhill 2008: 45). An dieser Stelle sei hinzugefügt, dass die bereits genannten Ansätze zu großen Teilen dann sinnvoll sind, wenn Obdachlosigkeit im Kontext mit Staat oder Gesamtgesellschaft betrachtet wird. Dieser Arbeit liegt jedoch ein anderes Verständnis von Obdachlosigkeit zugrunde. Der Fokus liegt auf den Auswirkungen von Restriktionen und anderen Ausprägungen von Verdrängung auf die Alltagswirklichkeit der Obdachlosen, so dass neben dem Verhältnis zwischen Obdachlosenszene und Mehrheitsgesellschaft vor allem auch die Strukturen und Phänomene innerhalb der Obdachlosencommunity von Interesse sind und gerade die Handlungsfähigkeit der Obdachlosen in den Vordergrund gestellt werden soll. Aufgrund der Komplexität des Themas Obdachlosigkeit und der Heterogenität der Obdachlosenszene ist eine konzeptionelle Einordnung in eine der großen Sozialtheorien nicht möglich. Für eine zielführende Analyse der Alltagswirklichkeit obdachloser Menschen sind spezifischere und differenziertere Ansätze nötig, die im Folgenden unter anderem vorgestellt werden.

3.1 Thirdspace – wahrgenommener, mentaler und gelebter Raum

Dem relationale Raumbegriff, der in den letzten Jahren in der Humangeographie immer präsenter wird, liegt das Verständnis einer subjektiven und damit unterschiedlichen Konstruktion von Räumen zugrunde, so dass es an einem Ort zu einer Überlagerung von mannigfaltigen Räumen kommen kann. Diese subjektive Raumkonstruktion erfolgt über subjektive, intersubjektive oder allgemeine Faktoren (De Certeau 1988: 219; Löw 2001: 220; Rothfuß 2012: 62) in Folge dessen „der persönliche Blickwinkel des Betrachters bzw. der Betrachterin einer jeden Raumkonstruktion immanent ist“ (Rothfuß 2012: 62). Im Rahmen dieser Arbeit soll auf das Konzept Thirdspace von SOJA (1996) näher eingegangen werden. SOJAS Konzeption des Thirdspaces ist eine Weiterentwicklung von LEFEBVRES Gedanken in „The Production of Space“ (1991). Auch SOJA geht davon aus, dass soziale Beziehungen erst dann zu konkreten und realen Bestandteilen des gelebten sozialen Lebens werden, wenn die Verräumlichung dieser Beziehungen stattgefunden hat. „The message is clear, but few [...] have been willing to accept its powerful connotations: that all social relations become real and concrete, a part of our lived social existence, only when they are spatially ›indescibe‹ - that is, concretely represented - in the social production of social space. Social reality is not just coincidentally spatial. There is no unspatialized social reality. There are no aspatial processes. Even in the realm of pure abstraction, ideology, and representation, there is a pervasive and pertinent, if often hidden, spatial dimension.“ (Soja 1996: 46) SOJA beschreibt, dass vor dem Spatial Turn Ende der 80er Jahre vor allem die historische und soziale Dimension des

sozialen Lebens im Vordergrund stand und »dem Raum« wenig Beachtung geschenkt wurde. Nach dem Spatial Turn rückt nun auch wieder der geographische Raum als gleichberechtigte Dimension ins Zentrum der kulturwissenschaftlichen Forschung und ermöglicht neue Perspektiven. Obwohl sich sowohl HEIDEGGER als auch SARTRE bereits mit der räumlichen Komponente befasst haben, blieb diese immer in einer untergeordneten Rolle (Soja 1996: 2; Soja 2003: 270f.) und gewann erst in den letzten Jahren als Teil der „Ontologie des menschlichen Daseins“ (Soja 2003: 271) an Bedeutung. SOJA drückt dies als »Thirling« aus und versteht darunter ein dreidimensionales Denken und Verstehen der Welt, konstruiert als „an ontological assertion, the trialectics of Spatiality, Historicity, and Sociality“ (Soja 1996: 71), mit einer „gleichberechtigten Behandlung“ (Soja 2003: 272, kursiv i.O.) jeder der genannten Dimensionen (Soja 1996: 71; Soja 2003: 271f.). Trotzdem kritisiert Soja, dass diese Gleichberechtigung noch nicht erreicht ist, und wirft der geographischen Perspektive auf

Abbildung 1: The trialectics of spatiality



Quelle: Soja 1996: 74

Raum eine binäre Logik und eine mit Dualismen behaftete Denkweise vor. In Folge dessen entwickelte sich eine Polarisierung des räumlichen Denkens, welches sich in elementaren Diskrepanzen niederschlägt. Als Beispiele führt er dazu reale versus vorgestellt-konstruierte Welt, materielle versus mentale Welt und Objektivität versus Subjektivität, an (Soja 2003: 273). Um der räumlichen Dimension die gleiche

Aufmerksamkeit zu gewähren, wie sie der sozialen und historischen Dimension zu Teil wird, muss es angestrebt werden „diese Dualität räumlichen Denkens und Analysierens kreativ [zu] dekonstruieren und neu [zu] konzeptionieren“ (Soja 2003: 273). SOJA entwickelt dazu das Konzept Thirdspace, welches in Abbildung 1 graphisch veranschaulicht wird. Firstspace steht in diesem Zusammenhang für den wahrgenommenen Raum (perceived space), Secondspace steht für den Raum der räumlichen Repräsentation (conceived space) und Thirdspace für den gelebten Raum (lived space). Innerhalb dieses Konzeptes stehen die Epistemologien des Firstspace und des Secondspace für die bisherigen Dualismen des raumbezogenen, geographischen Denkens (Soja 2003: 274), während der Thirdspace „eine andere Art des Blicks auf raumbezogene Darstellungen“ (Soja 2003: 274, kursiv i.O.) ist. Als Firstspace versteht SOJA „die Welt der direkten, unmittelbaren Raumerfahrung empirisch messbarer und kartographisch erfassbarer Phänomene“ (Soja 2003: 274). Anders gesagt, die Perspektive des Firstspaces stellt den materiellen Blickwinkel auf räumliche Phänomene dar und wird auch als

»realer« oder objektiver Raum bezeichnet (Soja 1996: 74). Genutzt wurde der Firstspace-Blickwinkel zum einen von Ansätzen mit exogenem Schwerpunkt zur Erklärung räumlicher Muster der Verteilung, verstanden als Ergebnis, welches von sozialen und historischen Faktoren beeinflusst wurde und zum anderen von Ansätzen mit endogenem Schwerpunkt u.a. zur detaillierten Untersuchung von Verteilungsmustern sowie empirisch greifbaren Regelmäßigkeiten. SOJA kritisiert, dass endogene Ansätze sowohl in Theorie als auch in Empirie das bereits bestehende Gedankengerüst der Geographie nicht verlassen und zu tautologischen Erklärungsansätzen führen (Soja 1996: 75f.; Soja 2003: 274f.). Der Secondspace als sogenannter mentaler Raum ist „stärker auf die räumlichen Images und Repräsentationen, sowie auf die kognitiven Prozesse und Konstruktionsweisen ausgerichtet, die an der Geographien der Gesellschaft und an der Entwicklung ihrer *geographical imaginations* beteiligt sind“ (Soja 2003: 275, kursiv i. O.). Während der Firstspace auf materiell wahrnehmbare Raumstrukturen fokussiert ist, beleuchtet der Secondspace verstärkt „kognitive, konstruierte und symbolische „Welten“ [...] [sowie] ideengeschichtlich-konzeptionelle[...] und ideologische[...] Diskurse“ (Soja 2003: 275) und verfolgt damit eher eine idealistische, denn eine materielle Perspektive (Soja 1996: 79f.; Soja 2003: 275). Secondspace-Ansätze fanden dann Anwendung, „wenn die eingefahrenen *mainstreams* aus dem Bereich des *Firstspace* sich als zu stark materialistisch und szientistisch herausstellten“ (Soja 2003: 275, kursiv i.O.). Obwohl in der Praxis nicht an den Extremen dieser Ansätze gearbeitet wird, so besteht immer die Tendenz, den Dualismus zwischen Firstspace und Secondspace als den vollkommenen geographischen Blick zu definieren (Soja 2003: 276). Auch für LEFEBVRE ist dieser Dualismus eine Art Reduktionismus, aufgrund dessen der geographische Blick „niemals die empirische Vielfalt, den ganzen Umfang und auch die verborgenen Geheimnisse des tatsächlich *gelebten Raums* (*lived space*) erfassen“ (Soja 2003: 277) kann. Das Konzept des Thirdspace soll als Idee dienen, um diesen Dualismus zu überwinden und »anders« über Räume, das menschliche Dasein und die Verknüpfung von Beidem zu denken (Soja 2003: 276f.). Auch hier plädierte bereits LEFEBVRE in „Produktion of Space“ (1991) für die Auflösung der „geschlossenen Logik des kategorischen Denkens“ (Soja 2003: 277) (»entweder-oder«) und für die Nutzung undogmatischer Denkformen (»sowohl-als-auch«). Hier wird keine vermittelnde Position zwischen zwei Kategorien angestrebt, sondern die alte Denkform der Gegensätze soll neu konzeptualisiert werden (Soja 2003: 277). SOJA spricht von einem „*critical thirding-as-othering*“ (Soja 1996: 81, kursiv i.O.), mit Betonung des Anderen (*othering*). Diese Ansätze sollen dazu beitragen die Dialektik nach MARX und HEGEL zu überwinden, die auf der Annahme der Vollständigkeit und dem

zeitlichen Ablauf von These – Antithese – Synthese basiert. Ausgehend vom Verständnis des Thirling tritt anstelle der Synthese eine „absichtlich (ver-)störende Argumentationsweise im Sinne von „anders-als.““ (Soja 2003: 278) SOJA selbst spricht im Sinne des Thirling von einer Verschiebung des „Rhythmus“ des dialektischen Denkens von einer stärker zeitlichen zu einer stärker räumlichen Argumentationsweise, von einer linearen oder diachronischen Sequenz zu Gleichzeitigkeit und Synchronität“ (Soja 2003: 278), was sich auch in Abbildung 1 zeigt. Diese Perspektive ist auf der Suche nach adäquaten Formen der Beschreibung und neuem, praktischem Wissen, es verzichtet auf eine Abschließung und Strukturierung des Wissens da alles in Bewegung bleibt (Soja 2003: 278f.). Thirling bedeutet nicht die Ergänzung um eine weitere, dritte Betrachtungsweise, sondern sieht sich als „[p]raktisches und theoretisches Welt-Verstehen“ (Soja 2003: 279). Es besteht auf vollständiger Offenheit und fordert die Bereitschaft, alte Grenzen, wie „*real-and-imagined-spaces*“ (Soja 2003: 279, kursiv i.O.) zu überschreiten, mit dem Ziel, den Blick auf neue Aspekte der Räumlichkeit zu lenken und das Wissen zu erweitern (Soja 2003: 279). Aus dieser Perspektive heraus wird das Konzept des Thirdspace eine neue und spezielle Art und Weise sein, die räumliche Dimension der Trialektik des Seins zu betrachten und zu verstehen (Soja 2003: 279). Der Thirdspace ist zum einen ein Ort der Hybridität, der Bewegungen jenseits ehemaliger Grenzen zulässt. Zugleich ist er aber auch ein Ort der Ränder, der es ermöglicht und zulässt, alte Konnekte zu trennen und neue zu knüpfen (Soja 2003: 286). „Man kann ihn vielleicht kartieren, aber niemals wirklich einfangen mit den Mitteln der konventionellen Kartographie; und auch wenn man ihn sich mit noch so viel Kreativität vorstellt, seine Bedeutung entfaltet er erst, wenn er erlebt und gelebt wird.“ (Soja 2003: 286). Dem Thirdspace ist der „*real-and-imagined-Blickwinkel*“ (Soja 2003: 285) des Firstspace und des Secondspace inhärent, ohne dass der Thirdspace selbst schon immanent ist.

Für die Betrachtung der Obdachlosenszene kann das Thirdspace Konzept von SOJA hilfreich sein, um vielfältige Raumproduktionen innerhalb eines Raumes zu beschreiben, insbesondere um Differenzen zwischen mentalem und gelebtem Raum und daraus entstehende Interessenkonflikte aufzudecken.

3.2 Kultur und Identität

Die Begriffe Kultur und Identität spielen bei der Betrachtung der Obdachlosenszene eine zentrale Rolle, da sie sowohl in Diskursen zwischen Mehrheitsgesellschaft und Angehörigen der Obdachlosen-Community, als auch innerhalb der Obdachlosenszene als Mittel zur Exklusion als auch Inklusion genutzt werden.

3.2.1 Kultur

Die Komplexität des Kulturbegriffes ist in der deutschen Sprache kaum zu übertreffen, da nur wenige anderen Begriffe so unterschiedliche Konnotationen inhärent sind wie dem Wort »Kultur« (Eagleton 2011: 7). HANSEN definiert vier Bedeutungen des Kulturbegriffes in der Alltagssprache. Die erste Konnotation umfasst Produkte menschlicher Arbeit, vor allem aus dem künstlerisch-kreativen Bereich. In der deutschen Sprache wird diese Art von Kultur am ehesten mit »Kulturbetrieb« umschrieben. Artefakte aus diesem Bereich gelten als besonders niveauvoll und bedeutend (Hansen 2011: 9f). Die zweite Bedeutung bezieht sich auf eine bestimmte Art zu leben. Man schreibt Personen, die diese Lebensart praktizieren, bestimmte Eigenschaften, unter anderem ein gewisser Grad an Bildung, gutes Benehmen, sowie Bewusstsein für Schönes, zu. Der bereits genannte Kulturbetrieb wird inkludiert. Diese Konnotation von Kultur wird unter »Kultiviertheit« zusammengefasst. Betrachtet man diese Bedeutungen des Kulturbegriffs, so können ein präskriptiver und deskriptiver Charakter ausgemacht werden (Hansen 2011: 10f.). In der dritten Bedeutung steht das Wort »Kultur« für Sitten und Gebräuche, Religionen, und Traditionen, aber auch für die charakteristischen Eigenschaften eines Kollektivs, auf welchen unter anderem der Fokus dieser Arbeit liegt. In diesem Zusammenhang stellt ein Kollektiv nicht zwingend ein gesamtes Volk oder eine ethnische Gruppe dar, sondern kann sich auch auf Mitglieder von Subkulturen beziehen, wie sie die Obdachlosenszene darstellt. Diese Konnotation impliziert außerdem die Organisation des Alltags und die Dimension der praktischen Daseinsbewältigung. In diesem Kontext ist »Kultur« als integrativ und ausschließlich deskriptiv zu verstehen, hat also einen wertfreien Charakter und bildet die Basis für die Verwendung des Kulturbegriffes in der Wissenschaft (Hansen 2011: 11). In der vierten Bedeutung schließlich wird »Kultur« im Zusammenhang mit pflegenden bzw. anbauenden Tätigkeiten genannt und in Landwirtschaft, Geographie oder auch Medizin verwendet, wie beispielsweise »Monokultur« oder »Kulturlandschaft«. Dieser Kulturbegriff knüpft an den Ursprung des Wortes Kultur an und ist wertneutral (Hansen 2011: 12). Allgemein betrachtet wird Kultur jedoch auch durch die »Ordnung der Dinge« gestützt. „Die Welt existiert nur als symbolische, vor dem Hintergrund jener konstitutiven Regeln, die es ermöglichen, sie mit Bedeutungen zu versehen. Nicht über Zwecke oder Normen wird die Sozialwelt in erster Linie produziert und reproduziert, sondern über die kollektiv existierende sinnhafte ›Ordnung der Dinge‹, über Systeme von Unterscheidungen und Deutungsmustern, die als kollektive Wissensordnungen wirken und unter denen die Alltagssprache das elementarste Unterscheidungssystem bildet“ (Reckwitz 2000: 33).

RECKWITZ definiert ebenfalls vier Kulturbegriffe, die er in normativ, totalitätsorientiert, differenztheoretisch und bedeutungs- und wissensorientiert gliedert. Nach RECKWITZ beschreibt der normative Kulturbegriff eine spezifische Lebensweise und ist damit präskriptiv und nicht deskriptiv. Der totalitätsorientierte Kulturbegriff beleuchtet, rein deskriptiv, Kultur als charakteristische Lebensform einer bestimmten Gruppe und hat damit einen holistischen Charakter (Reckwitz 2000: 65-66; 72). Diese Konnotation impliziert „(a) die regelmäßige und beobachtbare Lebensweise selbst (»Gewohnheiten«, »Gebräuche«), (b) gleichzeitig die ideellen und normativen Voraussetzungen dieser Handlungen (»Wissen«, »Glauben«, »Moral«), (c) schließlich die ›künstlichen‹ Produkte und Artefakte, die in diesem Zusammenhang hergestellt werden (»Kunst«, »Recht«)“ (Reckwitz 2000: 74–75).

Der differenztheoretische Kulturbegriff stellt hochgeistige sowie künstlerisch-kreative Handlungen in den Vordergrund, welche im Zusammenhang mit „Produktion, Verteilung und Verwaltung von ›Weltdeutungen‹ intellektueller, künstlerischer, religiöser oder massenmedialer Art“ (Reckwitz 2000: 79) stattfinden. Der Kulturbegriff beschreibt hier wertneutral Elemente des Sozialsystems, welche sich mit Weltdeutungen beschäftigen. Die vierte Konnotation ist der bedeutungs- und wissensorientierte Kulturbegriff, der Kultur als die Summe von Sinnsystemen definiert, die Individuen das Handeln ermöglichen, sie leiten und sich im Handeln manifestieren (Reckwitz 2000: 79; 85). „»Kultur« sind dann jene Sinnsysteme, über die die Akteure im Sinne von »geteilten« Wissensordnungen verfügen, die ihre spezifische Form des Handelns ermöglichen und einschränken“ (Reckwitz 2000: 85).

Im Rahmen dieser Arbeit soll Kultur als ein Sinn-, Ordnungs- und Wertsystem basierend auf Sitten, Gewohnheiten, Gebräuchen, Tradition, Religion, Sprache und charakteristischen Strukturen und Eigenschaften eines bestimmten Kollektivs verstanden werden. Dieses System bietet einen Rahmen für Handlungen und entscheidet über deren Bewertung. Deshalb soll folgender erweiterter Kulturbegriff verwendet werden: „[D]ie Auffassung von Kultur als einem komplexen Bündel von wahrnehmbaren Phänomenen wie Handlungen, Sprachäußerungen, Artefakten (*Objektivationen*) und tiefer liegenden, nicht wahrnehmbaren Phänomenen wie Werten, Normen, Einstellungen (*Subjektivationen*). All dies dient der alltäglichen Orientierung und Lebensbewältigung. Dieser weite Kulturbegriff bezieht die materiellen und die geistigen Ausdrucksformen ebenso ein, wie die kognitiven und emotiven Verhaltenssteuerungen; er integriert zudem die historische Entwicklung und den kulturellen Wandel und berücksichtigt die Bedeutung der gesellschaftlichen Institutionen für die Entwicklung und Tradierung kultureller Systeme (Greverus 1978; Kroeber/Kluckhohn 1952)“ (Roth 1999: 95-96, kursiv i.O.).

Ende der 60er Jahre bis hin zu den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts vollzogen sind in den Kultur- und Sozialwissenschaften der sogenannte Cultural Turn. Darunter ist ein Wandel in der kulturtheoretischen und kulturwissenschaftlichen Argumentation und Fragestellung zu verstehen. „Von ganz unterschiedlichen Seiten wird eine kulturwissenschaftliche Neuorientierung der Sozialwissenschaften vorangetrieben und werden damit kollektive Sinnsysteme - Wissensordnungen, symbolische Codes, Deutungsschemata, Semantiken, kulturelle Modelle - nicht mehr als *Epiphänomene*, sondern als *notwendige Bedingung* aller sozialen Praxis wahrgenommen und somit von der Peripherie ins Zentrum der sozialwissenschaftlichen Perspektive gerückt“ (Reckwitz 2000: 17; kursiv i.O.).

Aus dieser Perspektive bekommt Kultur einen konstruktivistischen Charakter, der sich auch in den „räumlichen Ordnungs- und Strukturierungsdiskursen der Gesellschaft“ (Gebhardt et al. 2003: 2) niederschlägt. Immer aktiver übernimmt in der modernen Gesellschaft Kultur die Rolle der Differenzierung, insbesondere in sozialen und politischen Bereichen (Gebhardt et al. 2003: 1). Durch Prozesse der Globalisierung und durch den Wandel zu einer schnelllebigen Gesellschaft verlieren alte Leitbilder an Wert oder werden wirkungslos, mit dem Ergebnis einer „Gesellschaft immer feinerer Unterschiede, die sich gleichzeitig immer stärker separiert und segregiert“ (Gebhardt et al. 2003: 1). Aus der Perspektive der Humangeographie ist Raum ein Konstrukt, welches von der Gesellschaft konstruiert, sowie mit Bedeutungen, Interpretationen und Symbolen aufgeladen wird. Wie bereits beschrieben unterliegt die Gesellschaft einem stetigen Wandel, der sich auch auf den Raum überträgt. Diese Veränderungen bedingen sich alternierend und es kommt zu einem stetigen Wechselspiel der Veränderungen zwischen Gesellschaft und Raum (Gebhardt et al. 2003: 3).

„[In] der Verortung des Eigenen und des Fremden [...] liegt auch der Keim für aktive Ausgrenzung und territoriale Konflikte. Diskurse über Raum erzeugen dabei nicht nur eine symbolische Architektur der Macht in Sprache und Zeichen. Vielmehr schafft die kultur-/räumliche Logik eine Art doppelter Vereinfachung, eine Reduktion sozialer Komplexität über kulturelle wie räumliche Chiffren“ (Gebhardt et al. 2003: 3). Hierbei übernimmt Kultur als analytisches Konzept die Rolle der Repräsentation und bildet die Argumentationsgrundlage, wenn es die „soziale und politische Differenzierung unserer Welt [...] auf allen Ebenen der Gesellschaft“ (Gebhardt et al. 2003: 1) zu erklären gilt. Kultur ist ein niemals abgeschlossener Prozess, der ethnien- und klassenspezifisch zur gleichen Zeit ist. Kultur darf weder auf bestimmte kulturelle Merkmale reduziert und daran ansetzend interpretiert werden, noch darf Kultur nur unter ethnischen Aspekten betrachtet werden, da dies nicht der komplexen Realität entspricht (Kalpaka & Rätz 1994: 47f.).

Im Folgenden soll das menschliche Handeln in seiner Wechselwirkung mit Kultur erklärt werden. Menschliches Handeln, erfolgt nicht zufällig, sondern in der Regel nach einer bestimmten Struktur und lässt insofern Regelmäßigkeiten erkennen. Fraglich und in seiner Erklärung perspektivenabhängig ist, warum ein Individuum genau diesen einen Weg aus einem Kontingent an Möglichkeiten auswählt und warum sich die Handlungsmuster in Kollektiven ähneln. Handlungen können aus verschiedenen Perspektiven betrachtet werden. Aus dem Blickwinkel der zweckorientierten Handlung werden nicht nur Ziele und Motive aufgedeckt und offen gelegt, sondern auch erläutert, mit welcher Handlung das Individuum das gesetzte Ziel erreichen möchte. Die normorientierte Handlungserklärung geht davon aus, dass Handeln in einen Sinnzusammenhang eingebettet wird und gewisse Regeln als gesellschaftliche Normen fungieren, welche das Handeln des Individuums einschränken und vorgeben. Über die kulturtheoretische Handlungserklärung schließlich werden Sinnsysteme und genutzte Bedeutungszuschreibungen des Individuums ermittelt, um zu erklären, warum das Individuum explizit so handelt und nicht anders, auch, da diese die Basis kollektiver Handlungsmuster bilden, an denen sich das Individuum orientiert (Reckwitz 2009: 91f., 117-130). Diese kognitiv-symbolischen Strukturen dienen den Akteuren dazu, „ihre spezifische ›Wirklichkeit‹ [zu] konstruieren und sie handhabbar machen. [Sie] ermöglichen bestimmte Verhaltensformen und schließen andere als ›undenkbar‹ aus“ (Reckwitz 2000, 130). Kultur dient demnach als ein Leitfaden, an dem Individuen als Akteure in einer sozial konstruierten Wirklichkeit ihr Handeln anlehnen und überprüfen können. Oftmals wird eine Gesellschaft mit der sogenannten Leitkultur in Verbindung gebracht, welche aber aufgrund der sehr heterogenen Gesellschaft nicht identifiziert werden (Drechsel et al. 2000: 16-17). Diesem Punkt kommt in Verbindung mit der Obdachlosenszene eine besondere Bedeutung zu. Einerseits fungiert die Obdachlosenszene als Subkultur innerhalb der Mehrheitsgesellschaft und zeigt dort auch kulturelle Unterschiede, andererseits finden sich innerhalb dieser Subkultur viele unterschiedliche ethnische Kulturen, die sich wiederum auch in ihren Objektivationen und Subjektivationen unterscheiden. Im Umfeld der Obdachlosenforschung wird die Idee der Kultur oftmals ideologisch genutzt bzw. funktionalisiert: Es handelt „sich bei der „Idee der Kultur“ um ein von seiner Grundlage in der materiellen Produktion abstrahiertes, ideelles Konstrukt. Indem dieses ideelle Konstrukt reifiziert wird, indem ihm also eine unabhängige und wirkmächtige Existenz zugeschrieben wird, kann es mit allerlei verschiedenen Bedeutungen „aufgeladen“ werden, denen wiederum bestimmte Interessen zugrunde liegen“ (Belina 2003: 91). Die Situation der Obdachlosenszene ist durchaus mit den *cultural wars* in den USA zu vergleichen. Hier werden soziale Verhältnisse, Verhalten oder

Äußerungen mit Wertungen versehen, indem man sie als Teil der Kultur der Randgruppe oder als inadäquat erklärt und somit zwischen der Mehrheitsgesellschaft und den Personen, die nicht dazu gehören, unterscheidet (Belina 2003: 92f.). Ziel ist demnach zu definieren, „what is legitimate in a society, who is an “insider“ and who is an “outsider““ (Mitchell 2000: 5). Auf die Kultur der Obdachlosen übertragen hieße das, dass Obdachlose so sind wie sie sind, weil es ihre Kultur ist und das es ihre Kultur ist, sieht man daran, dass sie obdachlos sind. Diese tautologische Erklärung ist allerdings nicht zielführend. Der strukturelle Ansatz dagegen, dass womöglich politisch-ökonomische Prozesse für die Situation der Obdachlosen verantwortlich sein könnten, setzt sich in den öffentlichen Debatten nicht durch (Belina 2003: 93).

3.2.2 Identität

Auch der Identitätsbegriff kann aus verschiedenen Perspektiven betrachtet werden. Dieser Arbeit liegt ein kulturwissenschaftlicher Ansatz zu Grunde, weshalb Identität als kulturelle Identität verstanden und im Folgenden beschrieben wird.

HALL definiert zwei Betrachtungsweisen der kulturellen Identität. Er beschreibt kulturelle Identität zunächst als eine gemeinsame Kultur, „a sort of collective 'one true self', hiding inside the many other, more superficial or artificially imposed 'selves', which people with a shared history and ancestry hold in common“ (Hall 1990: 223). Diese Definition basiert auf einer essentialistischen Identitätstheorie und geht von der holistischen Annahme aus, dass jede Gemeinschaft ihre eigene Identität hat. Diese kulturelle Identität basiert auf gemeinsamen Ressourcen und kulturellen Codes (z.B. Sprache oder historischer Hintergrund) und bildet einen stabilen und kontinuierlichen Rahmen. Eine Wesensart, die zugleich verbindend und determinierend wirkt wird der gesamten Gemeinschaft als kollektive Identität zugeschrieben (Hall 1990: 223). Aus heutiger Sicht ist dieses Konzept nicht mehr korrekt, da nach dem Cultural Turn Kultur und damit auch kulturelle Identität als konstruiert und nicht mehr als gegeben angesehen werden. Der neuere Ansatz der Kulturwissenschaften geht von einem konstruktivistischen Ansatz aus. HALL beschreibt kulturelle Identität aus dieser Position als ein Konstrukt, das zum einen viele Gemeinsamkeiten, zum anderen aber auch wesentliche Unterschiede beinhaltet. Durch deren Zusammenspiel wird konstituiert „what we really are'; or rather - since history has intervened - 'what we have become'. We cannot speak for very long, with any exactness, about 'one experience, one identity', without acknowledging its other side - the ruptures and discontinuities which constitute, precisely, the Caribbean's 'uniqueness'. Cultural identity, in this second sense, is a matter of 'becoming' as well as of 'being.“ (Hall 1990: 225). In dieser Definition liegt der Fokus auf einem Zusammenwirken

von Zukunft und Vergangenheit, innerhalb dessen kulturelle Identität gebildet wird. Zum einen schöpfen Menschen aus von ihnen erworbenen Ressourcen, zum anderen werden sie aber auch durch aktuelle Geschehnisse beeinflusst und verändern sich in dessen Folge ständig (Hall 1990: 225). Identität nimmt hier keine stabilisierende und determinierende Rolle ein. Nur wenn es Differenzen und damit unterschiedliche Faktoren gibt, die eine Abgrenzung von anderen ermöglichen, kann Identität konstruiert werden. Diese Identitätskonstruktion ist ständigen Veränderungen unterlegen und findet meistens im Dialog mit dem »Anderen« statt (Gebhardt et al. 2003: 2; Hall 1999: 93; Hall 2004b: 170). „Identity is about belonging, about what you have in common with some people and what differentiates you from others. At its most basic it gives you a sense of personal location, the stable core to your individuality. But it is also about your social relationships, your complex involvement with others, and in the modern world these have become ever more complex and confusing. Each of us live with a variety of potentially contradictory identities“ (Weeks 1990: 88). Identität beschreibt also ein Zugehörigkeitsgefühl einer sozialen Gruppe oder einem Individuum zu einem definierten kulturellen Kollektiv, wie einer Gesellschaft, einem bestimmten kulturellen Milieu, oder auch einer Subkultur, wie beispielsweise der Obdachlosenszene. Für die Bildung der Identität ist es wichtig sich von anderen Gemeinschaften kulturell zu unterscheiden, wobei hier neben gesellschaftlich oder historisch erworbenen Faktoren (z.B. Sprache, Sitten, Werte) auch alle anderen Aspekte der Lebenswelt identitätsbildend sein können. Der Ursprung von Identität liegt an einem Ort begründet, der das Individuum auch kulturell geprägt hat, weshalb Identitäten auch immer den eigenen Ursprung repräsentieren. Jedoch sind sie nicht einfach gegeben, sondern werden unter der Nutzung von erworbenen Ressourcen gebildet (Hall 1999: 95; Hall 2004b: 170f.) wobei Kultur dabei „eine unverzichtbare Säule der Identitätsbildung“ (Gebhardt et al. 2003: 2) ist. Differenzen sind notwendig, um kulturelle Repräsentation zu produzieren. Ausgehend davon ist Identität relational, unvollständig und kontinuierlich Transformationen unterlegen (Bloedner 1999: 73). Identitäten werden durch den gesellschaftlichen Diskurs gebildet und als stabiles Konstrukt wahrgenommen, über welches sich Individuen der Gesellschaft definieren. Während eines Lebens ändern bzw. verändern sich Identitäten des Individuums perpetuierlich, geben aber auch Halt, da sie auf die eigenen Herkunft verweisen (Hall 1999: 83f.). Im Gegensatz zu den Vertretern des Postmodernismus, die Identität als einen Signifikanten sehen, versucht HALL den Identitätsbegriff mit Inhalt zu füllen und beschreibt Identität als »Titelstory« für das Leben jedes Individuums (Hall 1999: 91). Identität ist ein „*Prozeß der Identifizierung* [...] Es ist etwas, das sich mit der Zeit ereignet, das niemals völlig stabil ist, das dem Spiel der Geschichte und dem Spiel der

Differenz unterliegt“ (Hall 1999: 91; kursiv i.O.). Hall sagt über sich selbst: „Und über die meisten der Identitäten, die ich gewesen bin, habe ich nur aufgrund der Art und Weise Bescheid gewußt, wie andere Menschen mich *betitelt* haben, und *nicht* aufgrund von etwas tief in mir – dem wahren Selbst.“ (Hall 1999: 91f.; kursiv i.O.) Diese Aussage verdeutlicht, dass Identitäten nicht vorrangig von einem Individuum selbst konstruiert werden, sondern diese Identitäten Teil eines gesellschaftlichen Aushandlungsprozesses sind und von der Gesellschaft zugeschrieben werden. Sie sind damit Teil des gesellschaftlichen Bedeutungs- und Repräsentationssystems (Strüver 2003: 118). Um einen Bezug zur Obdachlosenszene herzustellen, spielt dabei die Zuschreibung des »Anderen« und »Fremden« eine bedeutende Rolle. Obdachlose bekommen von der Mehrheitsgesellschaft oft die Identität des »Anderen« zugeschrieben, während die Identität des »Fremden« besonders bei gruppeninternen Aushandlungen mit obdachlosen Migranten eine große Rolle spielt. Die Zuschreibung einer Identität erfolgt durch die Anwendung von festgelegten Normen der zuschreibenden Gesellschaft, die zu einer Differenzierung nach »gut« (Mehrheitsgesellschaft) und »schlechte« (Subkultur der Obdachlosen) führt. Diese Anwendung ist auch innerhalb der Subkultur der Obdachlosen möglich. Daraus folgernd bilden Identitäten auch gesellschaftliche Werte und Normen ab (Strüver 2003: 19). Die Identitätszuschreibung ist kein einmaliger Prozess, sondern erfolgt fortwährend und funktioniert nur, wenn wir uns von etwas anderem abgrenzen können. „Sie müssen wissen, wer sie *nicht* sind, um zu wissen, wer sie sind“ (Hall 1999: 93). Trotzdem übernehmen Individuen nicht geradewegs die ihnen zugeschriebenen Identitäten. Diese werden in den Kontext, in dem sich das Individuum gerade befindet, übertragen und dort verändert. Unter Zuhilfenahme ihrer Ressourcen konstruieren Individuen ihre eigene Identität, welche weder ohne Veränderungen bewahrt, noch schnell geändert werden kann (Kalpaka & Räthzel 1994: 48).

Identität ist eng mit Identifizierung verknüpft. Identifizierung kann mit der Rolle in der Gesellschaft, der Arbeit, der Familie etc. stattfinden. Die Identität des einzelnen ist somit die Summierung mehrerer Identitäten. „Denn das Individuum kann man sich als einen Schnittpunkt von verschiedenen Identitäten vorstellen: Nationalität, ethnische Zugehörigkeit, Religion, Geschlecht, Klasse usw. sind identitätskonstruierende Momente“ (Kalpaka & Räthel 1994: 50). Prägendes Element ist immer das identitätskonstruierende Moment, das im aktuellen Kontext wichtig ist (Kalpaka & Räthel 1994: 50). Bezogen auf die Obdachlosenszene ist je nach Kontext unter anderem die Nationalität aber auch die Zugehörigkeit zur Gruppe der Alkoholiker, der Drogenkonsumenten oder der Nicht-Abhängigen von Bedeutung. Wie beispielsweise bei Migranten kommt es auch in der

Obdachlosenszene häufig dazu, dass Individuen kollektive Identitäten zugeschrieben werden, die auf Stereotypen basieren und zur Diskriminierung führen (Farwick 2008: 71).

3.2.3 Differenz

Der Differenzbegriff ist ambivalent, da er positiv und negativ zugleich besetzt ist. „Sie ist notwendig für die Produktion von Bedeutung, die Formierung von Sprache und Kultur, für soziale Identitäten und ein subjektives Bewusstsein des Selbst [...]. Und gleichzeitig ist sie bedrohlich, eine Quelle von Gefahr, von negativen Gefühlen, Spaltungen, Feindseligkeiten und Aggressionen gegenüber dem ›Anderen‹“ (Hall 2004a: 122). Differenz kann demnach über verschiedene Zugänge beschrieben werden. Nach der Sprachtheorie von MIKHAIL BAKHTIN entstehen Bedeutungen durch den Dialog mit Anderen, da innerhalb des Dialoges Differenzen gebildet werden. Bedeutungen können demnach nicht festgeschrieben werden, da sie stets neu gebildet werden. Fasst man Sprache als objektives System auf und schließt sich der Linguistik nach SAUSSURE an, so gibt es ohne Differenz keine Bedeutung, weil diese auf Differenzen von Gegensätzen basiert. So wissen wir was schwarz ist, weil wir den Kontrast dazu, in Form von weiß, kennen. (Hall 2004a: 117-119) Neben den beiden genannten Ansätzen gibt es auch eine anthropologische, für diese Arbeit gültige, Erklärung: *„Ihre zentrale Aussage ist, das Kultur darauf basiert, Dingen eine Bedeutung zu geben, indem ihnen unterschiedliche Positionen innerhalb eines klassifikatorischen Systems zugewiesen werden. Die Kennzeichnung von ›Differenz‹ ist also die Basis der Ordnung die wir Kultur nennen“* (Hall 2004a: 119; kursiv i.O.). Nach MARY DOUGLAS bilden sich Bedeutungen durch die Einteilung von Objekten in Kategorien oder Klassen. Dass diese Ordnung beibehalten wird, ist für eine Kultur wichtig. Sind Objekte nicht zuordenbar oder wurden falsch zugeordnet, werden durch sie Störfälle ausgelöst, in dessen Folge alles »Unnormale« ausgegrenzt wird. Demnach gewinnen Differenzen an Macht und stellen eine Gefahr für die kulturelle Ordnung dar (Hall 2004a: 119f.). Die Bildung von Differenzen ist ein Prozess, der nie endet (Hall 1999: 94). In einer heterogenen Gesellschaft wie unserer kommen Differenzen besonders deutlich zum Tragen, denn nur durch Differenzen kann Heterogenität überhaupt erzeugt werden (Drechsel et al. 2000: 10). Problematisch gestaltet es sich, wenn Differenzen in der Gesellschaft dazu genutzt werden, bestimmte Personengruppen aus dem »Wir« auszugrenzen. „Menschen, die auf irgendeine signifikante Weise von der Mehrheit verschieden - ›sie‹ und nicht ›wir‹ - sind, [werden] oft *binäre*[...] Formen der Repräsentation ausgesetzt [...]. Sie werden scheinbar durch gegensätzliche, polarisierte, binäre Extreme wie gut/schlecht, zivilisiert/primitiv, hässlich/übermäßig attraktiv, abstoßend-weil-anders/anziehend-weil-

fremd-und-exotisch repräsentiert. Und oft wird von ihnen gefordert, *beides zur gleichen Zeit zu sein*“ (Hall 2004a: 111f.; kursiv i.O.).

Der Angehörige der Obdachlosenszene soll zur gleichen Zeit den Status als Obdachloser behalten, um damit aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden zu können, zur gleichen Zeit aber wird die Anpassung an die Gesellschaft gefordert, um Mitglied der Gesellschaft sein zu können. Durch Differenzen werden bei Subjekten/Objekten bestimmte Merkmale erzeugt, anhand derer Typen gebildet und diese in bestimmte Kategorien eingeordnet werden (z.B. Mann/Frau). Es kommt zu Typisierungen, die sich als problematisch gestalten, sobald es zu einer Stereotypisierung kommt. Dann wird ein Subjekt/Objekt unter Zuhilfenahme simpler und unter Umständen weit verbreiteter Eigenschaften dieses Subjekts/Objekts alleine auf diese Eigenschaften reduziert. (Hall 2004a: 143f.) Stereotypen „reduzieren die gesamte Person auf die Eigenschaften, *übertreiben* und *vereinfachen* sie, und *schreiben* sie ohne Wechsel oder Entwicklung für die Ewigkeit *fest*. [...] Stereotypisierung *reduziert, essentialisiert, neutralisiert* und *fixiert* ›Differenz‹“ (Hall 2004a: 143f.; kursiv i.O.). Laut HALL werden durch Stereotypisierung Differenzen erzeugt, durch die das »Abnormale« vom »Normalen« getrennt werden kann. Stereotypen unterstützen den Versuch, die soziale Ordnung der Gesellschaft zu erhalten, indem die »abnormalen« Mitglieder der Gesellschaft ausgegrenzt werden, um dadurch den »normalen« Teil der Gesellschaft zusammenzuhalten. Durch Stereotypen können Menschen an einer Norm gemessen werden und es wird legitimiert, diejenigen die der Norm nicht entsprechen als »anders« zu definieren, um sie aus der Gesellschaft auszuschließen“ (Hall 2004a: 143-145). Nur über die Konstruktion von Differenzen ist eine Abgrenzung möglich. Nur wenn sich von einer Gruppe abgegrenzt wird, kann ein Zugehörigkeitsgefühl für eine andere Gruppe empfunden werden. Nicht nur für Kultur, auch für die Konstruktion von Identitäten spielen Differenzen eine bedeutende Rolle. „Sie müssen wissen, wer sie *nicht* sind, um zu wissen, wer sie sind.“ (Hall 1999: 93; kursiv i.O.) Bezogen auf die Obdachlosenszene sind Differenzen zum einen für die Abgrenzung zur Mehrheitsgesellschaft, zum anderen für eine gruppeninterne Abgrenzung von großer Bedeutung.

3.3 Strategie und Taktik

DE CERTEAU gehört zu den Vertretern des Poststrukturalismus und liefert in seinem Werk „Kunst des Handelns“ (1988) einen theoretischen Ansatz zur Konzeption des Alltagslebens, in welchem „widerspenstigen Praktiken, Aneignung und Widerstand in Verbindung stehen“ (Rothfuß 2012: 66), ebenso wie die theoretische „Unterscheidung von Strategien und Taktik,

[...][die entschieden dazu beiträgt], die Antinomien und Paradoxien alltäglicher Wahrnehmung und Praktiken [...] erst verstehbar zu machen und diese nicht als reine Opfer gesellschaftlicher Ungleichheit zu begreifen, die unfähig sind zur Empörung, Selbstreflexion und zum (kollektiven) Aufbegehren." (Rothfuß 2012: 66)

DE CERTEAU versucht das Alltagsleben konzeptionell zu erfassen, indem er die „schweigenden Mehrheit“ (De Certeau 1988: 20) und die herrschende Ordnung inklusive der sie stützenden und schützenden Umgebung beleuchtet, sowie die Machtverhältnisse zwischen diesen betrachtet. Er legt den Fokus des Interesses auf den „gemeinen Mann [...] [, den] Helden des Alltags“ (De Certeau 1988: 9) der durch spezifische und kontextgebundene Alltagspraktiken charakterisiert ist und der eigene Geographien unter determinierenden Bedingungen gestaltet, da er diese weder selbstbestimmt wählen, noch bestimmen kann (Rothfuß 2012: 66): „Man muss "mitmachen indem man etwas damit macht"“ (De Certeau 1988: 60). DE CERTEAU zielt darauf ab das „Gemurmel der Gesellschaft“ (De Certeau 1988: 9) aufzudecken, um die „Grundlagen der gesellschaftlichen Tätigkeit innerhalb der gesellschaftlichen und soziokulturellen Ordnung zu verorten“ (Rothfuß 2012: 67). Der Widerstand der „Helden des Alltags“ (De Certeau 1988: 9) und ihre Aneignungspraktiken im Raum finden in erster Linie unreflektiert statt und sind selten darauf aus, die ideologischen Strukturen der herrschenden Ordnung bewusst zu unterminieren, oder sie gar zu bezwingen. Ihre Praktiken sind vielmehr darauf ausgelegt die herrschende Ordnung und ihre Strukturen zu erdulden und damit umzugehen (De Certeau 1988: 31; Rothfuß 2012: 68). Um es mit den Worten DE CERTEAUS zu sagen: „Wenn man nicht das hat, was man liebt, muss man lieben was man hat“ (De Certeau 1988: 31). Die alltäglichen Praktiken des Widerstandes sind in der modernen und von Überwachung und Kontrolle geprägten Gesellschaft der Postmoderne von großer Bedeutung, wenngleich sie zwar durch „hegemoniale symbolische Formen und Strukturen bestimmt, [...] aber nicht deckungsgleich mit ihnen“ (Rothfuß 2012: 69) sind. „Wenn es richtig ist, dass das Raster der "Überwachung" sich überall ausweitete und verschärft, dann ist es umso notwendiger zu untersuchen, wie es einer ganzen Gesellschaft gelingt, sich nicht darauf reduzieren zu lassen: Welche populären (und auch "verschwindend kleinen" alltäglichen) Praktiken spielen mit den Mechanismen der Disziplinierung und passen sich ihnen nur an, um sich gegen sie selber zu wenden; und welche "Handlungsweisen" bilden schließlich auf Seiten der Konsumenten und "Beherrschten" ein Gegengewicht zu den stummen Prozeduren, die die Bildung der soziopolitischen Ordnung organisieren?“ (De Certeau 1988: 20) Ausgehend von dieser Aussage muss die Betrachtung der Gesellschaft also stets vor dem Hintergrund erfolgen, dass die Praktiken der »Schwachen« und »Starken« nicht

isoliert, sondern unter Berücksichtigung des vorherrschenden Kontextes betrachtet werden. Dieser Blickwinkel auf die dialektischen Machtverhältnisse zwischen herrschender Ordnung und „schweigende[r] Mehrheit“ (De Certeau 1988: 20) ermöglicht eine Analyse der beabsichtigten oder nicht beabsichtigten Auswirkungen von Strategien und Taktiken (De Certeau 1988: 20; Rothfuß 2012: 69). Taktiken wie „die Findigkeit des Schwachen, Nutzen aus dem Starken zu ziehen – führen somit zu einer Politisierung der Alltagspraktiken“ (De Certeau 1988: 21). Der Zugang DE CERTEAUS bietet die Möglichkeit, ohne dabei den Einfluss der gouvernementalen und disziplinierenden Macht der herrschenden Ordnung außer Acht zu lassen, den Widerstand der »Schwachen« durch alltägliche Praktiken zu untersuchen (Rothfuß 2012: 69). DE CERTEAU entwickelte dazu einen Ansatz, der zwischen Strategie und Taktik unterscheidet (De Certeau 1988: 87). Als Strategie (De Certeau 1988: 23) bezeichnet er die „Berechnung (oder Manipulation) von Kräfteverhältnissen, die in dem Moment möglich wird, wenn ein mit Willen und Macht versehenes Subjekt (ein Unternehmen, eine Armee, eine Stadt oder eine wissenschaftliche Institution) ausmachbar ist. Sie setzt *einen* Ort voraus, der als etwas *Eigenes* beschrieben werden kann und somit als Basis für die Organisation von Beziehungen zu einer *Exteriorität* dienen kann, seinen dies Stoßrichtungen oder Bedrohungen [...]“ (De Certeau 1988: 87f., kursiv i.O.) „Das "Eigene" ist ein Sieg des Ortes über die Zeit“ (De Certeau 1988: 88, kursiv i O.). Taktik (De Certeau 1988: 23) wird beschrieben als „ein Handeln aus Berechnung, das durch das Fehlen von etwas Eigenem bestimmt ist. Keine Abgrenzung einer Exteriorität liefert ihr also die Bedingungen einer Autonomie. Die Taktik hat nur den Ort des Anderen. Sie muss mit dem Terrain fertig werden, das ihr so vorgegeben wird, wie es das Gesetz einer fremden Gewalt organisiert [...]: [S]ie ist eine Bewegung "innerhalb des Sichtfeldes des Feindes"[...] die sich in einem von ihm kontrollierten Raum abspielt. [...] [S]ie macht einen Schritt nach dem anderen. Sie profitiert von "Gelegenheiten" und ist von ihnen abhängig.“ (De Certeau 1988: 89)

Die »Schwachen« oder Subalternen sind in diesem Ansatz die Personen, deren Praktiken durch Taktiken bestimmt sind. Taktiken sind also die Art und Weise, wie Menschen durch ihre alltäglichen Praktiken die Hegemonie unterminieren. Diese Taktiken oder „Coups“ (De Certeau 1988: 31) gegenüber der herrschenden Ordnung sind unsichtbar, verstreut und bestehen jeweils nur für kurze Zeit (De Certeau 1988: 13; Rothfuß 2012: 70f). DE CERTEAU beschreibt sie als „gelungene Streiche, schöne Kunstgriffe, Jagdlisten, vielfältige Simulationen, Funde, glückliche Einfälle“ (De Certeau 1988: 24). Die »Schwachen«, von der herrschenden Ordnung kontrolliert, können nur „produzieren ohne anzuhäufen, das heißt ohne die Zeit zu beherrschen“ (De Certeau 1988: 26), während die »Starken« als herrschende

Macht die Möglichkeit haben von einem eigenen Ort aus zu agieren. Taktik ist demnach nicht in der Lage ihre Gewinne beständig werden zu lassen und etwas Eigenes zu produzieren (Rothfuß 2012: 71). Die herrschende Ordnung hat jedoch eine „Definitions- und Diskursmacht“ (Rothfuß 2012: 71) inne und somit die Möglichkeit, materielle Räume zu produzieren, während die »Schwachen« ohne eigene Ressourcen auskommen müssen und stets auf die Ressourcen anderer angewiesen sind, weshalb sie gezwungen werden spontan und situationsbezogen zu handeln (Rothfuß 2012: 71). „Die Kunst "Coups zu landen" beinhaltet ein Gespür für die passende Gelegenheit“ (De Certeau 1988: 90). Das, was die Taktik „gewinnt, kann nicht gehortet werden. Dieser Nicht-Ort ermöglicht ihr zweifellos die Mobilität - aber immer in Abhängigkeit von den Zeitumständen -, und im Fluge die Möglichkeiten zu ergreifen, die der Augenblick bietet. Sie muss wachsam die Lücken nutzen, die sich in besonderen Situationen der Überwachung durch die Macht der Eigentümer auftun. Sie wildert darin und sorgt für Überraschungen. Sie kann dort auftreten, wo man sie nicht erwartet. Sie ist die List selber.“ (De Certeau 1988: 89)

Auf den ersten Blick erscheint die Unterscheidung in Strategie und Taktik statisch, was auch MASSEY (2005) dazu veranlasst dahingehend Kritik zu üben, „dass in einer undifferenzierten Umsetzung dieser Konzeption die Gefahr einer Reifikation des Alltagslebens sowie einer Essentialisierung der empirischen Daten besteht“ (Rothfuß 2012: 72). DE CERTEAU widerspricht dem. Vielmehr geht es ihm um die „theoretische Beschreibung der [...] verborgenen alltäglichen Vorgehensweisen und Handlungsmuster, welche die Basis des Alltagslebens konstruieren und sich im Spannungsfeld zwischen diskursiv vermittelter Ordnung und den Handlungsweisen der schweigenden Mehrheit entfaltet.“ (De Certeau 1988: 72) Außerdem widerspricht DE CERTEAU der Überbetonung der Herrschaftsverhältnisse durch Foucault (De Certeau 1988: 186f.), da diese „auf Kosten der Reflexion der opaken Praktiken, mittels derer sich die Subjekte den Raum wieder aneignen, erneuern, umwidmen und sich damit (implizit) politisieren“ (Rothfuß 2012: 72) wirken. Laut DE CERTEAU übernimmt die „schweigende[...] Mehrheit“ (De Certeau 1988: 20) nicht blind die Normen und Werte der herrschenden Ordnung. Auch wenn sie ihr Missfallen gegenüber den Werten und Normen der Beherrschenden nicht offen zeigt, so agiert sie, „indem sie die Machtstrukturen in den weniger sichtbaren und nichtkonfrontativen Möglichkeiten, Wegen und Räumen, die ihnen zur Verfügung stehen, unterwandler[t]“ (Rothfuß 2012: 73). In DE CERTEAUS Konzeption sind die populären Praktiken des Alltags die Faktoren, „die Differenz, Diskontinuität, Paradoxie und Bruchlinien in die gegebene, herrschende Ordnung einbringen und in dieser Perspektive ins politische und öffentliche Bewusstsein rück[en]“ (Rothfuß 2012: 73) und damit bedeutend

und feststellbar werden lassen. Dadurch werden die Widersprüche und Ambivalenzen, über welche die Konstitution des gesellschaftlichen und kulturellen Alltagslebens erfolgt, stärker in den Vordergrund gestellt (Rothfuß 2012: 74). Weiterhin verdeutlicht diese Konzeption, dass auch die Äußerungen der »Schwachen« spezifisch und individuell sind: „We must give up the fiction that collects all these sounds under the sign of a "Voice" of a "Culture" of its own – or of the great Other's.“ (De Certeau 1984: 136). Ebenso besitzen die »Schwachen« in diesem Konzept die Möglichkeit eigene, imaginäre Räume zu schaffen und diese vor einer vollkommenden Assimilierung oder Aneignung durch die herrschenden Strukturen zu bewahren und damit die Macht der Herrschenden zu destabilisieren. „The formality of everyday practices [...], which frequently reverse the relationships of power and, like the stories of miracles, ensure the victory of the unfortunate in a fabulous utopian space. This space protects the weapons of the weak against the reality of the established order.“ (De Certeau 1984: 23)

Für die Erforschung der Obdachlosenszene kann dieses Konzept helfen zu erklären, mit welchen Strategien die Räume der Obdachlosen durch die herrschende Ordnung diszipliniert und geordnet werden und welche Taktiken die Obdachlosen nutzen, um die Disziplinierung dieser Räume zu verhandeln oder gar zu negieren. Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass dieser Ansatz dazu führen kann die »Stadt der Obdachlosen« als ein Mosaik aus institutionellen und nicht institutionellen Räumen zu sehen, innerhalb und zwischen denen sich Obdachlose bewegen und versuchen die verschiedenen Formen der Regulation zu verhandeln (Cloke et al. 2010: 61). Dabei würde es sich dann vornehmlich um eine rationale Logik handeln, „the rationalities of disciplinary space, and the tactical rationalities deployed by homeless people in order to 'get by' in an increasingly restrictive urban order.“ (Cloke et al. 2010: 61). Dabei geraten Emotionen außer Acht, die das Leben der Obdachlosen und damit die die »Stadt der Obdachlosen« ebenso formen. Für diesen Aspekt, der betont, dass eben nicht nur Taktiken den Alltag der Obdachlosen bestimmen, sollen im folgenden Kapitel (3.4) mögliche konzeptionelle Ansätze vorgestellt werden.

3.4 Performativität: Impression-Management

In DE CERTEAUS Zugang steht der rationale Aspekt im Vordergrund. Nicht erfasst werden Aspekte, die offensichtlich emotional basiert sind und weder durch routinierte Verhaltensweisen, noch durch Improvisation erklärt werden können (Cloke et al. 2010: 66). Im Folgenden soll ein Zugang zur Performativität dargestellt werden.

Der Begriff »Impression-Management« ist ein zentraler Aspekt zwischenmenschlicher Beziehungen und umfasst verschiedene Ansätze. Impression-Management lässt sich mit Imagekontrolle oder Selbstdarstellung beschreiben und fasst Ansätze zusammen, die sich damit auseinandersetzen, wie Individuen versuchen, den Eindruck, den sie auf andere Individuen machen, zu kontrollieren oder zu steuern, um durch ihr Verhalten eine bestimmte Art und Weise der Darstellung zu erreichen und einen gewollten Eindruck zu vermitteln. Dabei ist anzumerken, dass Impression-Management sowohl bewusst als auch unterbewusst eingesetzt wird und deshalb Verhaltensweisen oftmals im Zusammenhang mit dieser Technik der Selbstdarstellung stehen können (Mummendey & Bolten 1985: 59). Im Kontext dieser Arbeit soll der dramaturgische Zugang, wie er von GOFFMAN (1959) vertreten wird, verwendet werden, der auf Gemeinsamkeiten zwischen Theater und dem alltäglichen Leben basiert. Jedes Individuum verfügt über Skripte, welche die Möglichkeit bieten zu wissen, welches Verhalten in der jeweils aktuellen Situation von anderen Individuen erwartet wird. Demnach stellen wir sowohl im Theater, als auch im realen Leben Rollen dar, „that symbolize how we wish to appear to others. We select words, gestures, and props to illustrate our character just as an author does in fleshing out the characters in play.“ (Schlenker 1980: 33) Auf der Vorderbühne treten wir in Kontakt mit anderen Personen, die durch die Interaktion zu Teilnehmern werden. Bieten wir dort eine gute Leistung, kann diese mit Applaus, Lob, Zuneigung und Wertschätzung honoriert werden, während eine schlechte Leistung Kritik und Ablehnung mit sich bringen kann. Auf der Hinterbühne treten wir nicht mit einem Publikum in Kontakt, sondern sie bietet einen Raum der Entspannung. Neben den beschriebenen Gemeinsamkeiten gibt es auch grundlegende Unterschiede zwischen Theater und Leben. Während die Bühne zum Darstellen konzipiert und geschaffen ist und neben den Schauspielern und dem Publikum über anderes Personal verfügt, ist das Leben wahrhaft und besteht nur aus Publikum und Schauspielern (Schlenker 1980: 33, 35). Von GOFFMAN wird Performanz definiert als "[a]ll the activity of a given participant on a given occasion which serves to influence in any way any of the other participants." (Goffman 1959: 15) Nach dieser Definition kann fast jede soziale Interaktion, auch eine nicht unmittelbare Interaktion, als Performanz interpretiert werden (Mummendey & Bolten 1985: 63). In der Gegenwart von Anderen transportieren Verhaltensweisen stets auch soziale Bedeutungen, so dass gilt: "the individual will have to act so that he intentionally or unintentionally expresses himself, and the other will in turn have to be impressed in some way by him" (Goffman 1959: 2). Die positiven oder negativen Eindrücke die eine Person bei Anderen hinterlässt, bestimmen, wie diese im sozialen Leben wahrgenommen wird und wie andere Menschen darauf reagieren. Im

Rahmen einer sozialen Interaktion erfolgt sowohl die Definition einer Person, als auch die Konstruktion ihrer Identität über vorteilhafte oder unvorteilhafte Eigenschaften und ihre sozialen Aktivitäten. Damit ist die Identitätskonstruktion, als Ergebnis sozialer Aktivitäten, für die Art und Weise, wie eine Person in Zukunft behandelt werden wird, verantwortlich (Mummendey & Bolten 1985: 58f.; Schlenker 1980: 35). „When an individual appears in the presence of others, there will usually be some reason for him to mobilize his activity so that it will convey an impression to others which it is in his interests to convey“ (Goffman 1959: 4). Deshalb wird ein Individuum immer bestrebt sein, gegenüber Anderen einen Eindruck zu vermitteln, der mit seinen eigenen Absichten und Interessen konform geht. SCHLENKER schlussfolgert daraus, dass Handlungen immer zu Performanzen werden, egal in welchem Grad sie bewusst, aufschlussreich oder wahrheitsgemäß sind (Mummendey & Bolten 1985: 57, 59; Schlenker 1980: 35). Je nach Publikum verfügt ein Mensch über verschiedene Erscheinungsbilder. „These are not necessarily contradictory, but they do show the sides of us that are most relevant to the specific encounter.“ (Schlenker 1980: 36) Diese situations- oder publikumsbezogenen Veränderungen des Erscheinungsbildes repräsentieren die verschiedenen Aspekte der Identität und korrelieren mit der aktuellen Situation. Obwohl jedes Erscheinungsbild das Recht hat, durch die Gesellschaft respektiert und angemessen behandelt zu werden, geht es auch Verpflichtungen ein. Jede Person sollte auch das sein, was ihr Erscheinungsbild vorgibt, da sie sonst den Gesellschaftsvertrag hintergeht (Goffman 1959: 13; Schlenker 1980: 36). Wird ein Darsteller bzw. eine Person mit Handlungsweisen konfrontiert, die ihrem Erscheinungsbild nicht entsprechen, so wirkt sich dies neben dem Darsteller selbst auch auf den gesamten Interaktionsprozess und die Sozialstruktur aus. „It affects the performer who falls from face, it affects all participants associated with the disrupted interaction, and it affects the social structure by revealing something about a group of similar-faced individuals.“ (Schlenker 1980: 37). Auf persönlicher Ebene erfolgt eine tiefgreifende Verletzung der Performanz des Darstellers, in Folge dessen auf der Ebene der Interaktion alle daran beteiligten Personen nicht mehr ihre üblichen Rollen übernehmen können. Auf gesellschaftlicher Ebene wirkt sich dies auf die Reputation aller Darsteller aus, die ähnliche Erscheinungsbilder verkörpern (Schlenker 1980: 37). Wie bereits erwähnt, wird soziale Identität durch Performanz definiert und bestimmt die Erwartungshaltung gegenüber Anderen innerhalb sozialer Interaktionen. Die Aufrechterhaltung einer Fassade dient dazu, der gewünschten Behandlung durch die Gesellschaft oder einzelne Individuen Ausdruck zu verleihen (Schlenker 1980: 37). GOFFMAN definiert Fassade wie folgt: „[T]hat part of the individual's performance which regularly functions in a general and fixed fashion to define the

situation for those who observe the performance. Front, then, is the expressive equipment of a standard kind internationally or unwittingly employed by the individual during his performance“ (Goffman 1959: 22).

Besagte Fassade ist abhängig von persönlicher Art, „those stimuli which will expect to play in the oncoming situation“ (Goffman 1959: 24), äußerer Erscheinung „those stimuli which function at the time to tell us of the performer’s social status“ (Goffman 1959: 24) und Umgebung, also der physikalischen Umwelt. Je nach Kontext erfolgt Performanz auch im Team. Dabei ist darauf hinzuweisen, dass von den Darstellern darauf geachtet werden muss, dass das Verhalten auf der Hinterbühne, das auf der Vorderbühne konstruierte Image nicht verletzt (Schlenker 1980: 38f.). Performanz findet oftmals in dramatisierter oder idealisierter Form statt. Findet eine idealisierte Form der Performanz statt, dann mit dem Ziel, die in den Vorstellungen des Publikums vorhandenen Stereotypen zu bedienen oder überzogen darzustellen. Eine dramatisierte Performanz hat die Absicht, dem Publikum die jeweilige Situation überdeutlich darzustellen, um Zweifel an der Wahrnehmung der Situation zu verhindern (Schlenker 1980: 39). Fraglich ist jedoch, ob Performanzen in den oben genannten Formen wahr oder falsch sind, da „[t]he boundary between accurate self-presentation and self-misrepresentation further blurs when we realize that people are often taken in by their own performances, coming to believe that they really are idealized or dramatized identities they project“ (Schlenker 1980: 39). SCHLENKER (1980) kritisiert an GOFFMAN (1959), dass dem Selbstverständnis einer Person außerhalb von Interaktionen zu wenig Bedeutung geschenkt wird, da sich dies auf Verhaltensweisen maßgeblich auswirkt. Das Selbstverständnis einer Person kann durch Interaktionen beeinflusst werden und im Anschluss daran wieder zur Beeinflussung von darauf folgenden Interaktionen beitragen. Weiterhin kritisiert er die Gewichtung der determinierenden Wirkung sozialer Regeln auf das Verhalten von Individuen. Während GOFFMAN davon ausgeht, dass ausschließlich Interaktionsrituale auf unser Verhalten Einfluss ausüben, plädiert SCHLENKER dafür, dass soziales Verhalten sowohl durch Kognitionen, Emotionen und Persönlichkeitsmerkmale, als auch durch Interaktionsrituale beeinflusst wird. Zudem kritisiert er die überhöhte Beachtung, die der absichtlichen und bewusste Verwendung von Impression-Management-Taktiken zukommt. SCHLENKER geht davon aus, dass verschiedene Performanzen zu Gewohnheiten werden, ohne im Bewusstsein des Darstellers als solche präsent zu sein. Trotz dieser Kritikpunkte weist Schlenker auf den Nutzen dieses dramaturgischen Zugangs im Rahmen der Impression-Management-Theorien hin (Schlenker 1980: 40f.). TEDESCHI ET AL. (1985) gehen detaillierter auf die unterschiedlichen Impression-Management-Taktiken und -Strategien ein. Assertive

Selbstpräsentations-Taktiken finden Anwendung, wenn der Akteur seine soziale Macht mittels einer positiven Selbstdarstellung auszubauen versucht, um eine Reaktion des Publikums im eigenen Interesse zu erzielen (z.B. Schmeicheln, Einschüchtern, hilfsbedürftig erscheinen). Defensive Selbstpräsentations-Taktiken werden dann genutzt, wenn der Akteur versucht, den Verlust seines Ansehens beim Publikum möglichst gering zu halten (z.B. sich entschuldigen, sich rechtfertigen). Assertive Selbstpräsentations-Strategien umfassen Tätigkeiten, mit denen der Akteur auf eine positive Reputation hinarbeitet, die sowohl längerfristig, als auch in verschiedenen Kontexten gültig ist (z.B. sich als vertrauenswürdig darstellen, als Experte auftreten). Defensive Selbstpräsentations-Strategien umschließen Handlungen, die der Akteur unternimmt, um ebenfalls in unterschiedlichen Situationen nicht für den ganzen Umfang seines Handelns zur Verantwortung gezogen werden zu können (z.B. sich als hilflos darstellen). Taktiken sind auch in diesem Kontext immer kurzfristig und situationsspezifisch, während Strategien langfristig und situationsübergreifend genutzt werden (Tedeschi et al. 1985 zitiert in Mummendey & Bolten 1985: 60ff.). GOFFMANS Ansatz ist im Kontext mit Obdachlosigkeit dann nützlich, wenn Obdach- und Wohnungslose vor einem Publikum agieren, z.B. beim Betteln oder dem Verkauf der Straßenzeitung (Cloke et al. 2010: 67).

3.5 Continuum of Stigma

TAKAHASHI (1996) entwickelte das Konzept „Continuum of Stigma“, um die Wahrnehmung und Akzeptanz von obdachlosen Personen durch die Mehrheitsgesellschaft abzubilden. Inwiefern Obdachlose von Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft akzeptiert oder als Gefahr wahrgenommen werden, hängt stark von demographischen Merkmalen, dem Typ der Einschränkung (physisch, psychisch, sozial), dem Schweregrad der Einschränkung (übertragbar, lebensbedrohlich, chronisch, schwach), der Sichtbarkeit der Einschränkung (unsichtbar, prädominant) und der Schuldfähigkeit an der Situation (schuldlos, schuldig) der Obdachlosen selbst ab, aber auch von dem sozio-demographischen, sozio-ökonomischen und politischen Kontext der beurteilenden Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft. Anhand der Summe dieser wahrgenommenen Eigenschaften wird, auf Basis der normativen Werte der Mehrheitsgesellschaft, eine Bewertung und Einordnung der einzelnen Angehörigen der Obdachlosencommunity vorgenommen (Takahashi 1996: 297f.; 302). „That is, clients tend to be less acceptable the more demographically distinct they are from the community, the more stigmatized and dangerous they are preceived to be, and the greater the attention generated by their physical appearance and behaviour“ (Takahashi 1996: 297). Die Wahrnehmung

Obdachloser geht von der Struktur sozialer Beziehungen aus und fußt laut TAKAHASHI auf drei Faktoren: Der wahrgenommene Grad der Produktivität, der wahrgenommene Grad der Gefährlichkeit und der Anteil der persönlichen Schuld an der eigenen Lebenssituation. Obdachlose werden als unproduktive Personen wahrgenommen und gelten als Gefahr für den kollektiven Konsum und das kommunale Leben. Darauf basierend werden sie als unattraktiv für die Mehrheitsgesellschaft eingestuft, da sie keinen Beitrag für die gesamte Gesellschaft leisten. Auf dem Grad der Produktivität aufbauend wirkt der zweite Faktor, der wahrgenommene Grad der Gefährlichkeit. Obdachlose werden als Gefahr für die Lebensqualität und die Sicherheit der Gesellschaft wahrgenommen, da sie als unkontrollierbar, gefährlich und unerwünscht gelten. Dazu trägt auch bei, dass die Wahrnehmung von Gefährlichkeit mit Merkmalen wie Unheilbarkeit, hoher Sichtbarkeit der misslichen Situation und unangenehmer Ästhetik verbunden ist, was auf einige Mitglieder der Obdachlosencommunity zutrifft (Takahashi 1996: 300). Es setzt ein Prozess der Stigmatisierung ein: „[H]omeless persons become defined as essentially different from the rest of population. This definition as essentially different becomes a socially constructed, designated and shared negative evaluation of homeless persons“ (Takahashi 1996: 300). Zu diesem Bild der Obdachlosen hat auch die bisherige Forschung beigetragen, welche die Obdachlosencommunity als von Armut und Suchterkrankungen sowie psychischen Erkrankungen geprägte und nicht den normativen Werten der Mehrheitsgesellschaft entsprechende Subkultur darstellt und eine Charakterisierung der Obdachlosenszene als negativ und gefährlich bzw. potenziell gefährlich unterstützt hat (Takahashi 1996: 300). Der Grad der persönlichen Schuld hat einen hohen Stellenwert für die Akzeptanz von obdachlosen Personen in der Mehrheitsgesellschaft, da daraus individuelle oder strukturelle Ursachen für die Obdachlosigkeit abgeleitet werden. Obdachlose werden weniger stark als Mitglieder der Gesellschaft wahrgenommen, wenn in der Mehrheitsgesellschaft die Annahme überwiegt, dass sie an der Situation der Obdachlosigkeit eine persönliche Schuld tragen (Takahashi 1996: 300f.). Das Schema von TAKAHASHI (1996) definiert innerhalb eines dreidimensionalen Schemas die Variationen von Ablehnung und Akzeptanz verschiedener Stigmata. Personen die als produktiv, nicht gefährlich und schuldlos kategorisiert werden, trifft die geringste Stigmatisierung. Sie gelten als Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft und tragen Produktives zur Gesellschaft oder einer lokalen Gemeinschaft bei. Obdachlose, die als nicht produktiv, gefährlich und schuldig an ihrer persönlichen Situation gelten, werden stark stigmatisiert. Allerdings ist zu beachten, dass in der Realität nicht alle Obdachlosen als unproduktiv, gefährlich und schuldig wahrgenommen werden, weshalb ihnen in dem beschriebenen

Schema ein „*space of stigma*“ (Takahashi 1996: 302; kursiv i.O.) zugeteilt wird, der nicht nur über die Extreme dieser negativen Wahrnehmung definiert wird (Takahashi 1996: 302). „In other words, the boundary of the space of stigma occupied by homeless persons may span a significant range along the unproductive-productive, dangerous-nondangerous and personally culpable-blameless factors“ (Takahashi 1996: 302). Dieses Konzept von TAKAHASHI (1996) lässt sich auch auf die Wahrnehmung von einzelnen Mitgliedern der Obdachlosenszene durch andere Szeneangehörige übertragen. Wie bereits angemerkt handelt es sich bei der Obdachlosencommunity um keine homogene, sondern im Gegenteil, um eine sehr heterogene Gruppe. Geschlecht, Alter, soziale und ethnische Herkunft sowie die Ursachen der Obdachlosigkeit sind sehr unterschiedlich, weshalb die Obdachlosenszene sowohl im öffentlichen Raum, als auch in den Hilfseinrichtungen durch ganz verschiedene Subkulturen der Obdachlosenszene selbst geprägt ist. Nach der Nomenklatur der Straße unterteilt sich die Szene in Alkoholiker, Drogenabhängige und »Normale«. Es gilt zu beachten, dass dies keine klar abgegrenzten Gruppen sind, sondern es immer wieder Obdachlose gibt, die sich entweder im Überschneidungsbereich zweier Gruppen oder am Rande einer Gruppe befinden (Cloke et al. 2010: 133f.). Personen, die von der Mehrheitsgesellschaft als unerwünscht oder nicht der Norm entsprechend definiert werden, beginnen innerhalb ihrer Subkultur ebenfalls Hierarchien zu bilden. So kreieren die Mitglieder der Obdachlosenszene „hierarchies of stigma that they themselves enact“ (Cloke et al. 2010: 134) und erschaffen dadurch eigene Strukturen (Cloke et al. 2010: 134; Cresswell 2001; Bourgois 1995). Dieser Prozess lässt sich mit dem Konzept von TAKAHASHI (1996) veranschaulichen. Die Achse der Produktivität spielt für die Charakterisierung von Personen innerhalb der Obdachlosenszene durch andere Obdachlose eine untergeordnete Rolle, da weitestgehend akzeptiert ist, dass Suchtkranke nicht einer regelmäßigen Arbeit nachgehen können. Das Ausmaß der Gefahr, das von einer bestimmten Person ausgehen könnte, ist hingegen ein bedeutender Faktor. So gelten Suchterkrankte aufgrund ihres unberechenbaren Verhaltens und ihres erhöhten Gewaltpotentials als gefährlicher, gegenüber Obdachlosen ohne Suchterkrankung, welche sich durch Abhängige in ihrer eigenen Sicherheit bedroht fühlen. In vielen Fällen wird die gleiche Konstruktionsweise von Stigmata, die sonst von der Mehrheitsgesellschaft genutzt wird, auch von den Obdachlosen selbst innerhalb ihrer Community praktiziert. So wird die Intensität der Hygiene und der Respekt vor dem eigenen Körper als ein Indikator für Respekt vor sich selbst und daraus abgeleitet für Respekt vor Anderen genutzt (Cloke et al. 2010: 135). An dieser Stelle soll der Grad der Gefährlichkeit neben den bereits genannten, möglicherweise gefährlichen Praktiken bestimmter Subgruppen durch den Faktor der

ethnischen Herkunft ergänzt werden, da bestimmten Nationalitäten kollektive Identitäten und kulturelle Praktiken zugeschrieben werden. Diese kollektiven Identitäten und kulturelle Praktiken sind oftmals negativ besetzt, so dass den Angehörigen einer bestimmten Ethnie ein stärkeres Ausmaß an von ihnen ausgehender Gefahr zugeschrieben wird, als Anderen. Von großer Bedeutung für die Stellung innerhalb der Gruppe ist das Ausmaß der eigenen Schuld an der Situation der Obdachlosigkeit. Dafür findet nach ROSENTHAL (2000) eine Klassifikation in drei Gruppen statt: „‘unwilling victims‘, ‚lackers‘ and ‚slackers‘“ (Cloke et al. 2010: 135). »Slackers« sind aus Sicht der Angehörigen der Obdachlosenszene nicht dazu berechtigt die Angebote der Hilfseinrichtungen zu nutzen, da sie für ihre Situation als Obdachlose selbst verantwortlich sind und in der Lage wären einen anderen Lebensstil zu führen. Zu den Gründen, die diese Situation verschuldet haben, gehören Faulheit, gängige Formen von Suchterkrankungen oder Verantwortungslosigkeit. Die Nutzung von Hilfsangeboten durch »Lackers« ist aus Sicht der Obdachlosen gerechtfertigt, da diese nicht verantwortlich für ihre Lebenssituation gemacht werden, da eine geregelte Lebensführung an einer nicht genau definierten Form von Inkompetenz scheitert. Als Gründe werden ein hohes Lebensalter, bestimmte Formen von Suchterkrankungen sowie psychische und physische Erkrankungen genannt. »Unwilling victims« wird ebenfalls eine Nutzung der Hilfsangebote zugestanden, da sie durch Kräfte struktureller Art, und damit außerhalb ihres Einflussbereiches, wie plötzliche Arbeitslosigkeit, Zwangsräumung oder auch physischer Missbrauch, in die Obdachlosigkeit geraten sind (Cloke et al. 2010: 135f.; Rosenthal 2000: 113f.). „These categorizations are key influences upon the degree to which the 'unusual norms' exhibited by different people are tolerated within the day centres“ (Cloke et al. 2010: 136). Gleiches gilt auch für andere Hilfseinrichtungen oder das Zusammentreffen im öffentlichen Raum.

4 Forschungsdesign

Im Folgenden soll der Forschungsgegenstand dargestellt und operationalisiert werden, indem Generierung, Aufbereitung und Auswertung des Datenmaterials dargestellt werden.

4.1 Operationalisierung des Forschungsgegenstandes

Diese Forschungsarbeit beschäftigt sich mit dem Thema Obdachlosigkeit und setzt den empirischen Schwerpunkt auf Geographien der Verdrängung innerhalb der Obdachlosenszene der Hansestadt Hamburg. Die Schätzungen zur Straßenobdachlosigkeit in Deutschland ergaben 2012 einen Wert von 24.000 Personen und alleine in Hamburg wurden 2009 im

Rahmen einer Studie 1029 Obdachlose erfasst, wobei von einer deutlich höheren Dunkelziffer ausgegangen werden muss (Schaak 2009: 1). Ziel dieser Arbeit ist es, die Geographien der Verdrängung aus Sicht der Obdach- und Wohnungslosen zu erfassen, zu beschreiben und zu erklären, sowie deren Relevanz für die Alltagswirklichkeit obdachloser Menschen herauszuarbeiten sowie zu erforschen, ob bzw. welche Taktiken obdachlose Personen anwenden, um mit Verdrängungsprozessen umzugehen. Dabei wird es nicht angestrebt, statistische Aussagen treffen zu können. Obdachlose ihre Situation selbst reflektieren zu lassen ist meiner Meinung nach ein unerlässlicher Schritt um Geographien der Verdrängung in der Obdachlosenszene umfassend darstellen zu können. Um die große Gruppe von Wohnungslosen, die sich auch in der Straßenszene aufhalten, etwas einzugrenzen, wurde diese Forschungsarbeit auf Obdachlose oder vor kurzem noch obdachlose Personen beschränkt. Da in der Metropole Hamburg eine urbane Straßenszene vorhanden ist und sich diverse unschwellige Einrichtungen zur Mitarbeit bereit erklärten, wurde die Hansestadt als Ort der Datenerhebung gewählt.

Um Geographien der Verdrängung aus Sicht der Obdachlosen zu erfahren, ist es unverzichtbar, in persönlichen Kontakt mit diesen zu treten und sie sich selbst zu diesem Thema äußern zu lassen. Dieser Anspruch wurde durch Leitfadeninterviews und teilnehmende Beobachtung umgesetzt. Dabei wurde versucht, so unvoreingenommen und vorurteilsfrei wie möglich in die Interviews zu gehen, um Obdachlosen zum einen Akzeptanz und Wertschätzung zu vermitteln und es ihnen zum anderen zu ermöglichen, ihre Alltagswirklichkeit real und unbeeinflusst zu beschreiben. Durch die Interviews erhoffte ich mir Aussagen zu den für sie relevanten Verdrängungsprozessen, deren Auswirkungen auf die Alltagswirklichkeit und Bewältigungsstrategien. Die Leitfadeninterviews wurden durch teilnehmenden und nicht-teilnehmenden Beobachtungen ergänzt, um die Subkultur Obdachloser besser verstehen zu können, Kontakte zu einzelnen Personen zu knüpfen und ein Vertrauensverhältnis aufzubauen und um getroffene Aussagen innerhalb der Interviews selbst nachvollziehen oder beobachten zu können.

Am Ende dieser Forschungsarbeit möchte ich folgende Forschungsfragen beantworten:

- Findet eine räumliche Verdrängung statt? Wenn ja, wo findet diese statt?
- Werden diese Verdrängungsmechanismen von obdachlosen Menschen wahrgenommen?
- Welche Geographien der Verdrängung sind für obdachlose Menschen relevant und beeinflussen ihre Alltagswirklichkeit?

- Welche Bewältigungstaktiken nutzen obdachlose Menschen um mit Verdrängung umzugehen?

4.2 Erhebungsmethoden und Aufbereitung der Daten

In diesem Forschungsprojekt werden ausschließlich qualitative Ansätze verwendet, deren Grundsätze im Folgenden dargelegt werden. Die Basis der qualitativen Forschung bilden Offenheit, Zweifel und Iterativität. Mit dem Fokus auf der Subjektivität der Wirklichkeit stellt sich die Frage nach dem »Wie«, während die Frage nach dem »Was« vernachlässigt wird und der Schwerpunkt nicht darauf liegt was geschieht, sondern wie etwas geschieht. Ein weiteres Charakteristikum qualitativer Forschung ist die Betrachtung von Zusammenhängen. Diese werden als ein komplexes Gesamtgefüge verstanden, um zu vermeiden, dass einzelne (Teil-)Beziehungen des Gesamtgefüges isoliert betrachtet werden (Schirmer 2009: 76). Die Perspektive der qualitativen Sozialforschung ist als hermeneutisch und konstruktivistisch zu beschreiben. Diese Sichtweise ist sowohl durch die Subjektivität menschlichen Handelns, menschlichen Verstehens und menschlichen Ausdrucks charakterisiert, als auch durch den Anspruch, dass menschliches Handeln, Verstehen und Ausdruck immer in einem gesellschaftlichen, biographischen und kulturellen Kontext verortet und betrachtet werden müssen. Die qualitative Forschung geht davon aus, dass die Sicht von Individuen und damit auch die Sicht des Forschers durch kulturelle und soziale Prämissen geprägt wird, in denen das jeweilige Individuum verortet ist. Daraus lässt sich ableiten, dass auch der Forscher über eine bestimmte soziokulturelle Prägung verfügt, die es ihm nicht ermöglicht, einen objektiven Standpunkt im Bezug zur Realität einzunehmen. Jedoch verfolgt die qualitative Forschung nicht das Ziel Gegenstände objektiv zu betrachten, vielmehr strebt sie danach, unterschiedliche Fragen und Hypothesen zu generieren und zu reflektieren (Schirmer 2009: 76f.). Den Fragen nach Zweifel und Reflexivität wird große Bedeutung zugemessen. Bedingt durch die Subjektivität der qualitativen Forschung ist Offenheit und das Einnehmen einer reflexiven Haltung wichtig, weshalb der Forscher dazu angehalten ist, nicht nur Antworten zu finden, sondern primär auch Fragen zu generieren (Schirmer 2009: 79). Grundlage für eine fundierte qualitative Forschung sind die Gütekriterien Reliabilität, Validität, Repräsentativität und Generalisierung. Reliabilität beschreibt die „Zuverlässigkeit einer Erhebung (Messung), also die Frage, ob eine Messung zu einem anderen Zeitpunkt genauso ausgefallen wäre, oder ob das Erhebungsinstrument jederzeit zuverlässig in der gleichen Art und Weise misst. Reliabilität bei qualitativen Methoden bezeichnet die Nachvollziehbarkeit von Vorgehensweisen bei der Erhebung oder Analyse.“ (Schirmer 2009: 80) Eine

Standardisierung, wie z.B. ein Interviewleitfaden, kann vorgenommen werden um durch die Verwendung ähnlicher Begriffe und Bezeichnungen die Qualität von Dokumentation und Aufzeichnung zu erhöhen. So kann nachvollzogen werden, welche Aussage das Subjekt innerhalb des Interviews tatsächlich getätigt hat und welche Forschungsergebnisse auf der Interpretationsleistung des Forschers basieren (Schirmer 2009: 80f.) Der Aspekt der Validität dient dazu sicher zu stellen, dass das gewählte Messinstrument auch die gewünschten Parameter misst, denn ein Fragebogen bildet zwar die Perspektive, nicht jedoch den Forschungsgegenstand selbst ab (Schirmer 2009: 81). „Diese Konstruktionen der ForscherInnen sind empirisch begründet, wenn sie plausibel und glaubwürdig sind. [...] Inwieweit also Verzerrungen aufgrund der Subjektivität der Forschenden entstehen und inwieweit Anhaltspunkte für solche Verzerrungen zu finden sind.“ (Schirmer 2009: 81). Die qualitative Dokumentation ist auch für die Validität ein wichtiger Faktor, da so Transparenz und Nachvollziehbarkeit gewährleistet werden (Schirmer 2008: 82). Die Aspekte Repräsentativität und Generalisierung haben ebenfalls einen hohen Stellenwert. Trotz der Ablehnung quantitativer Methoden übernimmt die qualitative Forschung diese in Teilen unbeabsichtigt, um Interpretationen qualitativer Daten vorzunehmen (Schirmer 2009: 82). Generalisierung ist in diesem Kontext am ehesten mit „„Geltung““ oder teilweise „Verallgemeinerung““ (Schirmer 2009: 82) zu übersetzen. Die Auswahl der Forschungsgegenstände erfolgt trotzdem nach bestimmten Regeln und einem festgelegten System, um ein gewisses Maß an Generalisierung zu erzielen (Schirmer 2009: 82). In dieser Arbeit wird eine Methodentriangulation aus qualitativen Leitfadeninterviews, teilnehmender und nicht-teilnehmender Beobachtung angewandt.

4.2.1 Qualitative Leitfadeninterviews

Qualitative Interviews zeichnen sich durch verschiedene methodologische Kriterien und Prinzipien aus, die während der Konzeption und Durchführung des Interviews zu beachten sind: Prinzip der Reflexivität von Analyse und Gegenstand, Prinzip des Alltagsgesprächs, Prinzip der Zurückhaltung des Forschers, Prinzip der Relevanzsysteme der Betroffenen, Prinzip der Kommunikativität, Prinzip der Offenheit, Prinzip der Flexibilität, Prinzip der Prozesshaftigkeit, Prinzip der datenbasierten Theorie und Prinzip der Explikation (Lamnek 1995: 60-64). Die Interviews wurden in ihrer Konzeption in Anlehnung an das Konzept des problemzentrierten Interviews angelehnt. „Die *Problemzentrierung* meint, dass an gesellschaftlichen Problemstellungen angesetzt werden soll, deren wesentliche objektive Aspekte der Forscher sich vor der Interviewphase erarbeitet.“ (Mayring 2002, 68; kursiv i.O.)

Jedoch liegt der Fokus immer noch auf der Konzeptgenerierung durch den Interviewpartner. Dies bedeutet, dass „ein *bereits bestehendes wissenschaftliches Konzept* durch die Äußerungen des Erzählenden evtl. modifiziert [wird]. Methodologisch gesehen wird also die streng induktive Vorgehensweise ohne Prädetermination durch den Forscher im narrativen Interview beim problemzentrierten Interview durch eine *Kombination aus Induktion und Deduktion* mit der Chance auf *Modifikation der theoretischen Konzepte* des Forschers aufgelöst.“ (Lamnek 1995: 74f.; kursiv i.O.) Der Forscher muss das zugrunde liegende Thema vor Durchführung des Interviews differenzieren und objektiv bearbeiten (Lamnek 2010: 335). Eine offene, halbstrukturierte Form der Befragung ist für ein problemzentriertes Interview charakteristisch. Bereits vor der Durchführung des Interviews beschäftigt sich der Interviewer intensiv mit der zu untersuchenden Problematik und entwickelt aus diesem Wissen einen Interviewleitfaden, auf den während des Gesprächs immer wieder Bezug genommen werden kann. Vorteilhaft ist an dieser Form der Befragung, dass dem Befragten die Möglichkeit gegeben wird, frei zu sprechen, und er nicht durch vorgegebene Antwortmöglichkeiten beeinflusst wird. Durch die Nutzung eines Interviewleitfadens entsteht eine teilweise Standardisierung, welche die Auswertung und den Vergleich mehrerer Interviews erleichtert (Mayring 2002: 67, 70). Trotz der Standardisierung haben die Befragten die Möglichkeit subjektive Empfindungen und Sichten darzustellen, Fragen nach eigenem Ermessen und frei formuliert zu beantworten sowie Relationen und Verbindungen im Kontext des Interviews zu bilden. Für den Forscher bietet das qualitative Interview den Vorteil, bei unklaren Sachverhalten nachzufragen, oder besonders interessante Aussagen nochmals zu fokussieren. Um den Befragten Anreize zum Erzählen zu bieten, wurde besonders auf eine offene Fragestellung geachtet (Lamnek 2010: 310-316; Mayring 2002: 68). „Ein Leitfaden muss dabei so offen und flexibel wie möglich sein, aber gleichzeitig so strukturiert, wie es das Forschungsinteresse erfordert“ (Lamnek 2010: 322) und dient vorwiegend als Orientierungshilfe, um die entsprechenden Themenbereiche anzusprechen (Lamnek 2010: 335). Um Schwächen des Interviewleitfadens aufzudecken, sollten vor dessen Verwendung Pretests durchgeführt werden. Ziel eines qualitativen Interviews ist es, dass der Interviewpartner innerhalb des Gesprächs offen und ehrlich seine subjektive Sichtweise zum Forschungsgegenstand darstellen kann und die Möglichkeit zur Selbstreflektion geboten bekommt. Obwohl der Interviewleitfaden eine strukturierte Gesprächsführung gewährleisten soll, bietet er die Möglichkeit, dass während des Interviews Themenbereiche oder Aspekte angesprochen werden, die nicht im Leitfaden enthalten, aber trotzdem relevant sein können. In diesem Fall müssen seitens des Interviewers ad-hoc-Fragen formuliert werden, um auf die

neuen Aspekte einzugehen. Um über die vollständigen Interviewergebnisse zu verfügen, sollten diese mit Einverständnis des Befragten auf ein Tonband aufgenommen werden (Mayring 2002: 69f.). Aufgrund dieser theoretischen Basis wurde ein Interviewleitfaden konzipiert, der sich mit verschiedenen Geographien der Verdrängung in der Obdachlosenszene beschäftigt (Kapitel 5.3).

4.2.2 Teilnehmende und nicht-teilnehmende Beobachtung

Die verschiedenen Arten der Beobachtung sind Teil des Methodenspektrums der qualitativen Sozialforschung. „Die Beobachtung als Methode der Sozialwissenschaften hat als Gegenstand soziales Handeln, wie auch immer dieses definiert wird.“ (Lamnek 1995: 241) Die teilnehmende Beobachtung zeichnet sich dadurch aus, dass der Forscher während der Datenerhebung sehr nah am Forschungsobjekt agieren und aktiv an dessen Lebenssituation teilnehmen kann. „Der Beobachter steht nicht passiv-registrierend außerhalb seines Gegenstandsbereiches, sondern nimmt selbst teil an der sozialen Situation, in die der Gegenstand eingebettet ist.“ (Mayring 2002, 80) Oftmals wird diese Methode unter Zuhilfenahme eines Beobachtungsleitfadens durchgeführt, was einen besseren Vergleich der Ergebnisse gewährleistet. Da zu beobachtende Aktionen von vornherein klar umrissen waren, konnte auf dessen Anwendung verzichtet werden. Da die Methode der Beobachtung oftmals in sozialen Feldern durchgeführt wird, die nicht denen der Mehrheitsgesellschaft gleichen und da das soziale Feld, z.B. einer Subkultur schwer zugänglich sein kann, kann sich auch der Feldzugang schwierig gestalten. An dieser Stelle sei auch darauf hingewiesen, dass auf ein Sinnverstehen fremder Subkulturen abgezielt wird, das sich aus alltäglichem, also pragmatisch, emotional-teilnehmendem Verstehen sowie wissenschaftlichem, also kognitiv-betrachtendem Verhalten, zusammensetzt. Die getätigten Beobachtungen müssen anschließend, oder nach Möglichkeit während der teilnehmenden Beobachtung, protokolliert werden, um den Verlust von Details zu verhindern (Lamnek 1995: 243; Mayring 2002: 80). Die Methode der Beobachtung in einer unstrukturierten Form bietet dem Forschenden die Möglichkeit, innerhalb eines grob abgesteckten Rahmens der Beobachtung Informationen zu sammeln. Neben dieser unstrukturierten Form wurde bei der teilnehmenden Beobachtung die offene Beobachtungsform gewählt, was bedeutet, dass die Personen von der Anwesenheit des Forschers in Kenntniss gesetzt und zumindestens über die groben Absichten informiert werden. Die teilnehmende Beobachtung wurde je nach Kontext mit mehr oder weniger Partizipation durchgeführt, so dass bei einigen Beobachtungen auch die Kriterien einer nicht-teilnehmenden und verdeckten Beobachtung erfüllt waren, da keine Interaktion mit dem Feld

vorhanden war. Selbiges gilt für die aktive und passive teilnehmende Beobachtung, da die Ausprägungen und teilweise sogar die Übergänge innerhalb einer Situation teilweise fließend waren (Lamnek 1995: 250ff.; Lamnek 2010: 508-512).

4.3 Auswertungsverfahren

Die angefertigten Protokolle der teilnehmenden und nicht-teilnehmenden Beobachtung wurden gelesen und im Hinblick auf die Fragestellung ausgewertet und interpretiert. Die Interpretation wurde durch das Wissen, welches ich mir durch die Literaturrecherche und in Gesprächen mit Experten angeeignet habe, unterstützt. Teilweise wurden Verknüpfungen zu den Aussagen in den Interviews hergestellt.

Die qualitativen Interviews wurden transkribiert, wobei nach den Transkriptionsregeln von DRESIG & PEHL (2012) vorgegangen wurde. Danach wurden die Transkripte und Interviewprotokolle unter Berücksichtigung der Forschungsfrage analysiert und in Anlehnung an die unterschiedlichen Formen der qualitativen Inhaltsanalyse ausgewertet. Am ehesten kann das Verfahren dem Modell der zusammenfassenden qualitativen Inhaltsanalyse zugeordnet werden, das sich auch mit einer induktiven Kategorienbildung verbinden lässt (Mayring 2008: 74). „Eine induktive Kategoriendefinition hingegen leitet die Kategorien direkt aus dem Material in einem Verallgemeinerungsprozess ab, ohne sich auf vorab formulierte Theorienkonzepte zu beziehen.“ (Mayring 2008: 75). Zuerst wird das Ziel der Analyse bestimmt. Aufgrund dessen wird ein Selektionskriterium eingeführt, dass auf der zu untersuchenden Fragestellung beruht und bestimmt, welches Forschungsmaterial relevant ist. Anschließend muss das Abstraktionsniveau festgelegt werden, welches dekretiert wie abstrakt oder konkret die induktiven Kategorien sein sollen. Sind diese Kriterien bestimmt, wird das Material anhand dieser analysiert. Trifft man bei der Analyse auf das Selektionskriterium, wird unter Beachtung des Abstraktionsniveaus eine Kategorie gebildet. Dabei ist stets zu unterscheiden, ob das relevante Material einer bereits bestehenden Kategorie zuzuordnen ist, oder ob eine neue Kategorie hinzugefügt werden muss. Dabei ist darauf zu achten, ob Kategorie, Selektionskriterium und Abstraktionsniveau in ausreichender Trennschärfe definiert wurden oder ob diese nochmals angepasst werden müssen (Mayring 2008: 76). In dieser Arbeit ist das Selektionskriterium erfüllt, wenn der Aspekt der Verdrängung gegeben ist. Das Abstraktionsniveau ist als konkret zu beschreiben. Die gewählten Kategorien werden in Kapitel 6 sichtbar.

5 Feldforschung

Im Folgenden möchte ich darstellen, wie sich der Zugang zu meinem Forschungsfeld gestaltet hat, nach welchen Kriterien die Auswahl der Beobachtungsorte und die Auswahl der Interviewpartner erfolgte sowie darlegen, unter welchen Bedingungen und Umständen die verschiedenen Arten der Beobachtung und die Interviewführung stattfanden. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass die ursprüngliche Fragestellung nach den Auswirkungen der Privatisierung des Bahnhofvorplatzes auf die Alltagswirklichkeit der obdachlosen Personen nur eine sehr geringe Auswirkung hat, es jedoch andere Geographien der Verdrängung gibt, die für das Alltagsleben der Obdachlosen eine viel entscheidendere Rolle spielen. So zeigen die empirischen Erhebungen, dass sich die Geographien der Verdrängung in zwei Bereiche aufteilen lässt. Zum einen in eine Verdrängung aus dem öffentlichen Raum und zum anderen in gruppeninterne Verdrängungsprozesse die sich räumlich manifestieren. Aufgrund dieser Tatsache nahm die Arbeit an Komplexität deutlich zu, was sich auch im Umfang der theoretischen und empirischen Aufarbeitung niederschlägt. Da die Ergebnisse jedoch sehr interessant, zum Teil sogar überraschend waren, und es wenige Studien aus dieser Perspektive gibt, möchte ich auf eine Darstellung dieser Ergebnisse nicht verzichten.

5.1 Feldzugang

Der Feldzugang gestaltete sich von Anfang an schwierig. Im Vorfeld des Forschungsaufenthaltes konnte lediglich zu verschiedenen einschlägigen, niederschwelligen Einrichtungen telefonisch und per e-mail Kontakt aufgenommen werden. Diese begrüßten mein Forschungsvorhaben sehr und sagten mir Unterstützung zu. Jedoch konnten mir nicht garantiert werden, dass sich während meines Forschungsaufenthaltes im Mai 2013 in Hamburg obdachlose und wohnungslose Personen bereit erklären würden, mit mir ein Interview zu führen, bzw. mir die Stadt aus ihrer Sicht zu zeigen. Ursächlich hierfür ist nach Aussage der Mitarbeiter der Einrichtungen, zum einen die Skepsis der auf der Straße bzw. in diesem Milieu lebenden Personen gegenüber Unbekanntem. Aber vor allem auch der unstete Lebensstil, oftmals kombiniert mit einer Suchterkrankung und/oder psychischen Problemen, der es schwierig macht, konkrete Verabredungen zu treffen, welchen dann auch nachgekommen wird. In den meisten Fällen werden diese von den Obdach- und Wohnungslosen nicht eingehalten, oder man muss einen sehr weiten Zeitrahmen einkalkulieren, in dem die Person unter Umständen doch noch zu dem Treffen erscheint.

Bereits während der Gespräche mit den Mitarbeitern der Einrichtungen im Vorfeld meines Aufenthalts in Hamburg stellte sich deshalb heraus, dass die Gespräche wohl stets sehr

spontan und ungeplant erfolgen müssen und auch jederzeit mit einem vorzeitigen Abbruch des Gesprächs durch die befragte Person zu rechnen ist.

Den ersten konkreten Zugang zum Feld eröffnete mir eine niederschwellige Einrichtung, in Form eine Tagesaufenthaltsstätte, die mich zu einer Veranstaltung, in deren Rahmen Bilder von obdachlosen Fotografen präsentiert werden sollten, einlud. Hier konnte ich mich erstmals im Feld orientieren und Kontakte zu Obdach- und Wohnungslosen herstellen.

Mein Vorhaben, die obdach- und wohnungslosen Personen, die im Stadtbild deutlich als solche zu erkennen waren, anzusprechen, mein Projekt zu erklären und nachzufragen ob Interesse an einem kurzen Interview besteht, erwies sich bereits nach sehr kurzer Zeit als völlig ungeeignet. Alle angesprochenen Personen reagierten sehr reserviert und zurückhaltend, einige verbal und physisch aggressiv. Ausgesprochen problematisch gestaltete sich vielfach auch die sprachliche Verständigung. Hamburg ist das Ziel vieler Migranten und Drittstaatler, die über sehr schlechte oder gar keine Kenntnisse der deutschen und englischen Sprache verfügen, so dass die Durchführung eines Interviews nicht möglich war. Eine weitere Erhebungsbarriere stellten psychische Erkrankungen dar, aber vor allem Suchterkrankungen, in erster Linie Alkoholismus, die einer gewinnbringenden Interviewführung im Wege standen. Mit keiner der von mir in der Innenstadt angesprochenen Personen, kam ein Interview zustande.

Bereits nach wenigen Tagen meines Forschungsaufenthaltes in Hamburg stellte sich somit heraus, dass die einzige sinnvolle und zielführende Möglichkeit potentielle Interviewpartner zu gewinnen, der Weg über Sozialarbeiter in den Einrichtungen selbst ist, da diese als Vermittler fungierten. Zum einen verfügen sie über spezifisches Wissen über die einzelnen Gäste der Einrichtung und können einschätzen, ob diese psychisch und physisch in der Lage sind, an einem Interview teilzunehmen. Zum anderen erklärten sie für die Gespräche geeigneten obdach- und wohnungslosen Personen meine Absichten, fragten nach der Bereitschaft sich befragen zu lassen und stellten bei positiver Rückmeldung den Kontakt her, so dass die Obdach- und Wohnungslosen weitaus weniger skeptisch reagierten und es mir möglich war, sie sofort vor Ort zu interviewen. Des Weiteren besuchen auch Personen mit geringen finanziellen Mitteln die Essensausgaben und Tagesaufenthaltsstätten, um dort kostenlos oder kostensubventioniert zu essen, wobei ohne Hilfe der Mitarbeiter, nicht immer ersichtlich war, bei welchem der Besucher es sich um eine obdach- oder wohnungslose Person handelt.

5.2 Auswahl der Interviewpartner und Einrichtungen

Die Auswahl der von mir besuchten Einrichtungen erfolgte im Vorfeld der empirischen Forschung über Internetrecherche und Kontaktaufnahme mit der Bahnhofsmision Hamburg. Es wurde Kontakt zu diversen Einrichtungen aufgenommen und diejenigen, welche dem Forschungsprojekt offen gegenüberstanden, wurden von mir besucht. An kooperationsbereiten Einrichtungen standen mir schließlich zwei Tagesaufenthaltsstätten, eine ausschließlich für Frauen zugängliche Tagesaufenthaltsstätte, eine Notunterkunft hauptsächlich für Männer und eine Essensausgabestelle zur Verfügung.

Die Essensausgabestelle stellte sich als Ort zur Kontaktaufnahme als ungeeignet heraus, da kein Mitarbeiter zur Verfügung stand, um einen Kontakt herzustellen und sie die persönlichen Verhältnisse ihrer Besucher nur unzureichend kannten, was sich, wie in Kapitel 5.1 beschrieben, als essentiell herausgestellt hatte. In einer der Tagesaufenthaltsstätten und der Notunterkunft stellte das Sprachproblem erneut ein Hindernis dar. Sowohl die Notunterkunft, als auch die Tagesaufenthaltsstätte in Innenstadtnähe, wird hauptsächlich von Zuwanderern aus Osteuropa oder Drittstaaten, aus Osteuropa und Afrika, frequentiert. Da diese über keine oder sehr bruchstückhafte Deutsch- oder Englischkenntnisse verfügen, war eine Kommunikation in vielen Fällen nicht möglich. Als geeignet stellten sich die Tagesaufenthaltsstätte für Frauen und die innenstadtfern gelegene Tagesaufenthaltsstätten dar. Die Besucher dieser Einrichtungen waren im Vergleich zu den anderen von mir besuchten Einrichtungen oftmals deutsche Staatsbürger und meiner Einschätzung nach weniger stark mit Suchtproblemen konfrontiert, so dass sie für mich geeignete Interviewpartner darstellten.

Die Auswahl der Interviewpartner erfolgte anhand diverser Kriterien. Primäres Kriterium war, dass es sich bei den Befragten um aktuell obdachlose Personen oder um wohnungslose Personen handelt, die vor kurzer Zeit noch obdachlos war. Eine ausgewogene Altersverteilung sollte eine untergeordnete Rolle spielen. Ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis war wünschenswert und gelang mit dem Mischungsverhältnis von sechs weiblichen und vierzehn männlichen Befragten in Ansätzen. Diese Verteilung ist annähernd korrelierend mit der Gender-Verteilung in der Obdachlosenszene Hamburgs, welche im Jahr 2009 innerhalb einer Studie eine Geschlechterstruktur von ca. 22% obdachlosen Frauen und ca. 78% obdachlosen Männern auswies (Schaak 2009: 20). Im Laufe der Erhebungen wurde deutlich, dass ein weiteres primäres Kriterium der physische und psychische Zustand der obdachlosen- und wohnungslosen Person sein muss, da dies darüber entscheidet, ob die Person überhaupt als potentieller Interviewpartner in Frage kommt. So wurden nach ausführlichen Gesprächen mit Mitarbeitern der Einrichtungen, exzessiver Konsum von Suchtmitteln sowie schwerwiegende

psychische Probleme zu Ausschlusskriterien. Aber auch das Nichtbeherrschen der deutschen oder englischen Sprache wurde schlussendlich zum Ausschlusskriterium, da Übersetzer weder aus der Szene noch extrem verfügbar waren. Wie bereits in Kapitel 5.1 beschrieben, musste die Auswahl der Interviewpartner über die Mitarbeiter in den Einrichtungen erfolgen, da ich nicht über das spezifische Wissen über die einzelnen Besucher verfügte und nicht einschätzen konnte, ob ihr aktueller Zustand eine Befragung zulässt. Aufgrund dieser Umstände ergab sich eine zumindest aus Erfahrungswerten der Mitarbeiter begründbare, jedoch keine vollkommen willkürliche Auswahl der Interviewpartner.

Neben obdach- und wohnungslosen Personen selbst wurden ergänzend noch ein Einrichtungsleiter und der Leiter einer gemeinnützigen Organisation befragt.

5.3 Durchführung der Interviews

Der erste Kontakt zu den Interviewpartnern wurde in der Regel durch die Mitarbeiter der Einrichtungen hergestellt, durch welchen sie bereits in den Grundzügen über mein Projekt informiert waren. Einen der von mir Befragten hatte ich bereits bei meinem Rundgang durch die Innenstadt mit einer Obdachlosen kennengelernt. Mit vier der von mir Befragten hatte ich bereits vor den Interviews Kontakt in den Einrichtungen. Wie bereits angedeutet, erfolgten die Interviews immer spontan und sofort nach Zusage, da terminliche Absprachen nicht immer verlässlich eingehalten werden und viele Obdach- und Wohnungslose die Einrichtungen nicht regelmäßig besuchen. Die Interviews fanden in den Aufenthaltsräumen der Einrichtungen und in der Notunterkunft auf den Zimmern der Interviewpartner statt. Aufgrund der vorhandenen Skepsis wurden alle Interviewpartner über das Thema der Arbeit informiert. Dabei wurden sie darüber aufgeklärt, dass es mich interessiert, an welchen Orten sie sich verdrängt fühlen, ob dies Auswirkungen auf ihren Alltag hat und wie sie damit umgehen. Mit Zustimmung der Interviewpartner wurden die Interviews unter Zuhilfenahme eines Diktiergeräts aufgenommen. Einige Befragte stimmten eine Tonaufnahme nicht zu. Für diese Gespräche wurde ein Interviewprotokoll, basierend auf Mitschrift und Erinnerung, erstellt. Die Interviews fanden mit einem oder zwei Partnern statt. Nach den ersten Interviews wurde der Leitfaden nochmals verändert und angepasst, da sich herausstellte, dass die ursprüngliche Fragestellung nach den Auswirkungen der Privatisierung des Bahnhofvorplatzes auf die Alltagswirklichkeit der obdachlosen Personen nur eine sehr geringe Auswirkung hat, es jedoch andere Räume der Verdrängung gibt, die für das Alltagsleben der Obdachlosen eine viel entscheidendere Rolle spielen (Anhang 1). Da während der ersten Interviews deutlich wurde, dass die Befragten Personen mit dem Begriff der Verdrängung nicht viel verknüpften

konnten oder sich dem Verdrängungsprozess nicht bewusst waren, wurden sie zu ihrem Tagesablauf, zu Orten zum Schlafen, Orten zum Konsum von Nahrungsmitteln, Orten zum Geldverdienen, Orten zum Freizeit verbringen, Orten der Verdrängung, Sicherheitsräumen und Unsicherheitsräumen befragt, mit dem Ziel daraus Geographien der Verdrängung herauszuarbeiten. Von besonderem Interesse waren dabei die Wahrnehmung, Bedeutung und Bewertung dieser Orte sowie Erlebnisse, die sie mit diesen Orten in Verbindung bringen. Die Dauer der aufgenommenen Interviews betrug zwischen 00:24:28 Stunden und 01:09:37 Stunden, die der protokollierten Interviews durchschnittlich ca. 00:45:00 Stunden. Um die Anonymität der Interviewpartner zu gewährleisten, wurden Synonyme verteilt.

5.4 Auswahl der Orte zur teilnehmenden und nicht-teilnehmenden Beobachtung

Die teilnehmende Beobachtung erfolgte vorwiegend in den von mir während meines Forschungsaufenthaltes regelmäßig besuchten Einrichtungen. Zu einigen der Befragten entwickelte sich ein positives Verhältnis, so dass ich nach kurzer Zeit Zugang zu einzelnen Gruppen gefunden hatte, die ich regelmäßig in den Einrichtungen traf. Eine der Obdachlosen bot mir an, mir bei Nacht diverse »Platten«³ in der Innenstadt und für sie wichtige Orte zu zeigen und nahm mich am Ende meines Aufenthaltes in Hamburg auf eine Stadtführung aus Sicht eines Obdachlosen mit. Während dieser Unternehmungen konnte ich mehr über die Obdachlosen- und Wohnungslosenszene erfahren, als es mir tagsüber und in den geschützten Räumen der Einrichtungen möglich war.

Die Orte der nicht-teilnehmenden Beobachtung ergaben sich aus den Antworten der Interviewpartner auf die Frage, wie sich ihr Tagesablauf gestaltet. Da hier immer wieder die Umgebung um den Bahnhof, also die Innenstadt mit den großen Einkaufsstraßen Spitalerstraße und Mönckebergstraße, der Hansa-Platz in St. Georg und der Bahnhof selbst genannt wurden, waren dies die Orte, an denen ich mich fast täglich für drei bis vier Stunden aufgehalten und das Geschehen beobachtet habe.

5.5 Durchführung der nicht-teilnehmenden und teilnehmenden Beobachtung

Die nicht-teilnehmende Beobachtung fand vorwiegend im öffentlichen Raum, im Gebiet um den Hauptbahnhof Hamburg, statt. Um nicht als Beobachter aufzufallen, versuchte ich mich stets dem räumlichen Kontext anzupassen. In den Einkaufsstraßen nutze ich vorwiegend die

³ Als »Platte« bezeichnen die obdachlosen Personen den Ort, an dem sie ihren Schlafplatz einrichten, bzw. den Ort, den sie bei geeigneter Lage, auch dauerhaft für sich beanspruchen. In Hamburg gibt es einige Platten die ständig aufgebaut sind, andere werden in den Abendstunden auf und in den Morgenstunden wieder abgebaut. »Platte machen« bedeutet, dass man auf der Straße schläft.

Sitzgelegenheiten und Aufenthalte in Cafés, um meine Beobachtungen durchzuführen. Am Bahnhof versuchte ich mich wie ein normaler Passant zu verhalten und wechselte dort öfters meinen Beobachtungsstandort. Etwas schwieriger gestaltete sich die Lage am Hansa-Platz in St. Georg. Da die Cafés dort ungünstig lagen und nur eine eingeschränkte Sicht auf den Platz ermöglichten, überquerte ich den Platz meist zu Anfang und zum Ende meiner Aufenthalte in der Innenstadt und verweilte dort nur für eine kurze Zeit, da ein längerer Aufenthalt dort, auch mangels Sitzgelegenheiten, aufgefallen wäre. In den Einrichtungen, in denen ich nur einmalig zu Gast war, konnte ich keine engeren Kontakte knüpfen, aber trotzdem Eindrücke sammeln. Je nach Situation wurden während oder unmittelbar nach der nicht-teilnehmenden Beobachtungen Notizen gemacht und später das Beobachtungsprotokoll angefertigt.

Die teilnehmende Beobachtung führte ich während meines Aufenthaltes in den Einrichtungen durch. Da ich mich auch außerhalb der Interviews in den Einrichtungen aufhielt, konnte ich Kontakte zu einigen der Besucher knüpfen, die mich nach relativ kurzer Zeit aufforderten, doch am nächsten Tag wiederzukommen. An manchen Tagen nahm ich ausschließlich die Position eines Zuhörers ein, an anderen Tagen konnte ich mich aktiv an den Gesprächen und den Aktivitäten in den Einrichtungen beteiligen. Besonders informativ waren zwei Rundgänge durch die Innenstadt, zu denen mich eine der Obdachlosen eingeladen hatte. Hier erfolgte die Anfertigung der Notizen und des Protokolls unmittelbar nach der teilnehmenden Beobachtung.

6 Geographien der Verdrängung in der Obdachlosenszene am Beispiel der Hansestadt Hamburg

Die Darstellung der empirischen Ergebnisse wird aussagekräftiger durch einen einleitenden knappen Überblick über Obdachlosigkeit in Hamburg und über für diese Arbeit relevante Ziele der Stadtpolitik Hamburgs.

„Eine weit verbreitete Vorstellung vom obdachlosen Menschen ist geprägt vom klassischen Bild des mit vielen Plastiktüten und Taschen beladenen Mannes auf der Straße, der auf Bänken, in Hauseingängen oder unter Brücken schläft. Sicherlich hat Obdachlosigkeit auch dieses Gesicht [...]. Aber das Leben „auf der Straße“ birgt viele Erscheinungsformen in sich: Beispielsweise handelt es sich bei dieser Personengruppe keinesfalls immer um Männer [...]. [Frauen] verarbeiten ihre Obdachlosigkeit allerdings häufig anders, so dass sie weniger auffallen – ebenso wie viele andere obdachlose Männer, denen man keinesfalls auf den ersten Blick ansieht, dass sie auf der Straße leben.“ (Schaak 2002: 1) 2009 wurden in einer Studie 1029 auf der Straße lebende Personen erfasst. Die Dunkelziffer liegt jedoch deutlich höher, so

dass dieser Wert als Untergrenze zu verstehen ist. Die Obdachlosenszene setzt sich aus ca. 78% männlichen und ca. 22% weiblichen Personen zusammen. Ca. 27% der in Hamburg lebenden Obdachlosen sind nicht deutsch. Von den erfassten Obdachlosen leben ca. 66% ein Jahr und mehr auf der Straße, ca. 35% leben fünf Jahre und länger auf der Straße. (Schaak 2009: 18, 20, 24, 27). Im Oktober 1996 bedingt das »Bettel-Papier« des Innensenators Wrocklage mit einem „Maßnahmenkatalog „gegen die drohende Unwirtlichkeit der Stadt““ (Lindemann & Özgenc: 1997) eine Krise im Senat: Innenstadtbereiche sollten „„als Visitenkarten und repräsentative Räume von Bettelei und Sauferei“ freigehalten werden“ (Lindemann & Özgenc: 1997). Obwohl die Hansestadt Hamburg sonst für ihren liberalen Geist bekannt ist, formuliert die Freie und Hansestadt Hamburg in ihrem »Leitbild: Metropole Hamburg – Wachsende Stadt« Punkte, die im Kontext mit Obdachlosigkeit durchaus kritisch zu betrachten sind. „Das Leitbild der wachsenden Stadt reicht somit weit über die klassische Wirtschaftsförderung hinaus und ist eine zentrale und dauerhafte Aufgabe für alle Politikressorts, bei der es darum geht, die Stadt für ihre Einwohner sowie potentielle Investoren und kreative Köpfe aus dem In- und Ausland so attraktiv und lebenswert zu gestalten wie nur irgend möglich.“ (Freie und Hansestadt Hamburg, Staatliche Pressestelle 2002: 10) Neben der Verbesserung harter Standortfaktoren spielen in diesem Leitbild auch weiche Standortfaktoren eine Rolle: „Das beginnt bei Sauberkeit und Sicherheit in der Stadt [...] und reicht über eine funktionierende und moderne öffentliche Infrastruktur hin bis zu einem vielfältigen und anspruchsvollen kulturellen Angebot, einer intakten Umwelt, einer hohen Lebensqualität, einem ansprechenden Wohnumfeld sowie einem attraktiven städtebaulichen Gesamtbild“ (Freie und Hansestadt Hamburg, Staatliche Pressestelle 2002: 10). Anhand dieser Aussagen wird deutlich, dass auch Hamburg eine neoliberale Stadtpolitik im Sinne der unternehmerischen Stadt verfolgt. Inwieweit dieses politische Leitbild den Umgang mit Obdachlosen beeinflusst, wird im weiteren Teil dieses Kapitels dargestellt werden.

6.1 Verdrängung aus dem öffentlichen Raum

Ein zentraler Aspekt der Geographien der Verdrängung, die Mitglieder der Obdachlosen beschreiben, ist dabei die Verdrängung aus dem öffentlichen Raum. Darunter fallen Aspekte der Kommodifizierung des öffentlichen Raumes. Besonders zentral für die Alltagswirklichkeit obdachloser Personen stellt sich ein geeigneter Schlafplatz dar, weshalb Verdrängung im Kontext mit Schlafplätzen gesondert dargestellt wird.

6.1.1 Kommodifizierung des öffentlichen Raumes und deren Auswirkungen

Betrachtet man die Situation in Hamburg, so ist eine klare Tendenz zur Kommodifizierung

Abbildung 2: Mülleimer als Verdrängungsmöblierung in Hamburgs Innenstadt



Quelle: Eigenes Bild

des öffentlichen Raumes erkennbar. Die architektonische Gestaltung in der Innenstadt, Hausordnungen und Sicherheitsdienste in größeren Geschäften oder Kaufhäusern, die Präsenz der Polizei und der in den Medien dargestellte Umgang mit Obdach- und Wohnungslosen sind entsprechende Indikatoren. So finden sich dort wülsichere Mülleimer mit Hauben bzw. Eingriffschutz oder mit erhöhter Anbringung, so dass ein Hineingreifen, um z.B. nach Pfandflaschen zu suchen, verhindert wird (Abbildung

2). Des Weiteren hat man Innenstadt hauptsächlich solche Sitzgelegenheiten installiert, die eine Zusammenkunft größerer Gruppen verhindern, die längeres Sitzen unangenehm und darauf liegen (z.B. aufgrund der Länge der Sitzfläche) unmöglich machen oder sehr erschweren (Abbildung 3). Ein anderes Beispiel ist die im Jahr 2011 fertiggestellte Neugestaltung des Hansaplatzes (Abbildung 4). Um die dort ansässige Szene zu vertreiben wurde beispielsweise gänzlich auf eine Bepflanzung mit Büschen verzichtet, um Versteckmöglichkeiten zu minimieren, ebenso wie dort keine Sitzgelegenheiten angebracht wurden

Abbildung 3: Sitzgelegenheiten als Verdrängungsmöblierung in Hamburgs Innenstadt



Quelle: Eigenes Bild

(Bezirksamt Hamburg-Mitte et al.; Rebaschus 2011). Laut den Befragten haben diese Maßnahmen jedoch nur eine geringe Wirkung gezeigt und es würden hier immer noch Drogen gehandelt (Feldtagebuch 09.05.2013). Besonders große mediale Aufmerksamkeit erhielt die Erteilung eines Sondernutzungsrechtes an die Deutsche Bahn (Sim 2012), als auch die gezielte Vertreibung von Obdachlosen unter der Kersten-Miles-Brücke. Im Zuge dieser Absicht wurden im ersten Schritt Wackersteine und ein Bachlauf unter der Brücke installiert, um den

Abbildung 4: Hansaplatz in St. Georg/Hamburg



Quelle: Eigenes Bild

Ort als potentiellen Schlafplatz unattraktiv zu machen (Abbildung 5). Als dies keine Wirkung zeigte, wurde ein ein Stahlzaun errichtet, um den Zugang vollständig zu versperren. Begründet wurde dieses Vorgehen damit, dass der Bereich unter der Brücke von Touristen, Bewohnern und Ordnungsmächten als Raum der Unsicherheit wahrgenommen werden würde. Dieses restriktive Vorgehen führte in der Bevölkerung zu massiven Protesten und führte

Abbildung 5: Wackersteine unter der Kersten-Miles-Brücke



Quelle: Eigenes Bild

schließlich zu einer Diskussion des Sachverhalts in der Hamburgischen Bürgerschaft, in der es von Teilen der Politik als „Symbol der Repression, der Unterdrückung und der Vertreibung“ (Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg 2011: 972) wahrgenommen wurde, so dass die Stadt Hamburg den Zaun am 30. September 2011 wieder vollständig entfernen ließ (Beb 2011a, 2011b; Han 2011a, 2011b; Hirschbiegel 2011). Interessant ist, dass das objektiv als Verdrängung wahrgenommene Vorgehen in Hamburg von den Betroffenen, in diesem Fall den befragten Obdach- und Wohnungslosen, im ersten Moment gar nicht als reale Verdrängung wahrgenommen wird. Erst durch genaueres und detaillierteres Nachfragen äußerten sie sich dazu. Ausgehend von den vier Dimensionen der Kommodifizierung sind für die von mir befragten obdach- und wohnungslosen Personen nur die Dimensionen Recht, Personal und architektonische Gestaltung von Bedeutung.

Die in Hamburg genutzte Verdrängungsmöblierung, welche die Dimension der architektonischen Gestaltung repräsentiert, wie beispielsweise metallene Sitzbänke mit oder ohne Belehnung haben auf die befragten obdach- und wohnungslosen Personen eine weitaus geringere Auswirkung als angenommen, da sie im gelebten Raum der Obdach- und Wohnungslosen eine geringere Rolle spielen. „Ne, an und für sich nicht.“ (Fiete) „Nein, weil ich hab nie, ich hatte immer Schlafsack und Isomatte. Ich hab nie auf der Bank geschlafen.“ (Erik) „Also auf der Bank hab ich auch nie (unv.).“ (Fiete) Lediglich die Installation von Mülleimern, die aufgrund der Höhe der Anbringung, einer Haube oder eines Eingriffschutzes das Hineingreifen oder Hineinschauen verhindern, wird wahrgenommen und hat zum Teil Auswirkungen auf die Alltagswirklichkeit der Befragten. „Finanziell auf jeden Fall mit den Mülleimern.“ (Merle) Die Befragten Alex, Georg, Fiete, Erik, Max geben allerdings an, dass sie Unterstützung aus der Bevölkerung bekommen, indem Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft leere Pfandflaschen gezielt neben den Abfallbehälter platzieren, um diese den Pfandsammlern trotzdem zugänglich zu machen. „Eigentlich nicht. Weil die Leute

stellen die Flaschen dann davor. Meistens die Pfandflaschen. Braucht man nicht mehr rein / [...] Das machen sie absichtlich! [...] da haben die ja extra / da haben einige so ein Logo gedruckt, Pfandflaschen bitte nicht in die Mülleimer schmeißen.“ (Georg) Alex gibt an, dass die Installation solcher Mülleimer zwar das Flaschensammeln behindert, hat jedoch Verständnis für diese Maßnahme und sieht die Ursache dafür im Verhalten der Flaschensammler selbst. „Jaaa. Das haben wir uns / haben sich die Leergutsammler aber selber zuzuschreiben. [...] Weil die nämlich dann rein greifen und Müll, der da drin ist, einfach rausschmeißen, um an irgendwas da unten ran zu kommen und hinterher den Müll den sie raus geschmissen haben, nicht wieder rein tun. [...] das haben wir uns selber versaut. WÄREN WIR ORDENTLICH hätte die Stadt keine Veranlassung.“ (Alex) Lediglich Lotta nimmt die Beschallung mit klassischer Musik am Hauptbahnhof wahr, empfindet diese jedoch als angenehm. Des Weiteren ist ihr die Rodung von Büschen in einer Parkfläche aufgefallen, aber auch dafür äußert sie Verständnis. Als eine gezielte Verdrängung aus der Innenstadt empfinden Ronny, Ivo und Alex die Tatsache, dass im innerstädtischen Raum keine kostenlosen bzw. preisgünstigen öffentlichen Toiletten zur Verfügung stehen. Aufgrund der fehlenden Infrastruktur sind sie auf die Großzügigkeit von Ladeninhabern oder Gastronomen angewiesen, oder sehen sich dazu gezwungen, eine Ordnungswidrigkeit zu begehen und im öffentlichen Raum zu urinieren. „[D]a jetzt immer mehr die Bezahl-Toiletten sind, werden immer mehr Wildpinkler heran gezüchtet. So, das bringt natürlich bei den Hausbesitzern, Ladenbesitzern wie auch immer, immer mehr Unfrieden.“ (Alex) Diese beschriebene Problematik deckt sich mit den Beobachtungen WEHRHEIMS (Wehrheims 2012: 148).

Die Dimensionen Recht und Personal werden von den Befragten deutlicher wahrgenommen, aber unterschiedlich bewertet. Ben und Kim geben an, mit der Polizei noch keine Probleme gehabt zu haben. Ronny nimmt die öffentliche Präsenz der Polizei sogar als einen zusätzlichen Schutz wahr. „Innenstadt weiß ich, fährt alle halbe Stunde die Streife vorbei.“ (Ronny) Er merkt aber auch an, dass er im Innenstadtgebiet durch die Polizei ausgelöste Verdrängungsprozesse beobachtet hat. „[A]ber ich sehs zum Beispiel sag ich mal St. Georg, Hansaplatz. Da werden die Wohnungslosen und Alkoholiker auch nicht mehr so gerne gesehen. Da rückt dann auch ganz schnell das PK 11 raus und sagt 'Platzverweis, Platzverweis, Platzverweis'. Das heißt, sie dürfen sich 24 Stunden da nicht mehr aufhalten. [...] Wenn man jetzt da als einzelner oder mit zwei Mann steht, es ist relativ. [...] Aber sobald die da mit sechs, sieben, acht Mann sind und das geht in der Szene ganz schnell, ist auch ganz schnell die Polizei da.“ (Ronny) In der Tat konnte ich während meiner Beobachtungen am Hansaplatz zweimal beobachten, wie alkoholisierte Personen, die mögliche Mitglieder der

Obdachlosenszene waren, von der Polizei kontrolliert und einmal des Platzes verwiesen wurden (Feldtagebuch 23.05.2013, 27.05.2013). Negativ angesprochen werden die privaten Sicherheitsdienste, beispielsweise der Deutschen Bahn, oder in Einkaufszentren sowie die dort geltenden Hausordnungen, die durch die jeweiligen Sicherheitsdienste durchgesetzt werden. So verbietet die Hausordnung der Deutschen Bahn unter anderem das „Sitzen und Liegen auf dem Boden, auf Treppen und Zugängen [...] Durchsuchen von Abfallbehältern [...] Betteln und Belästigen von Personen [und] [...] übermäßiger Alkoholgenuß“ (Deutsche Bahn 2011) und sanktioniert damit besonders das Verhalten bedürftiger Menschen, zu denen Wohnungs- und Obdachlose zählen (Sim 2012) Seit dem 25. Oktober 2012 hat die Bahn ein zehnjähriges Sondernutzungsrecht, das sich nicht nur auf die Wandelhalle, sondern auch auf die überdachten Flächen an beiden Eingängen der Wandelhalle bezieht und auch dort die Durchsetzung der geltenden Hausordnung ermöglicht (Brueck 2012; David 2012; Sim 2012). Grund für die Erteilung dieses Sondernutzungsrechtes waren Diskussionen um ein „nicht angemessenes Gesamtbild“ (Brueck 2012) des Hauptbahnhofes. Die Bahn kann nun unerwünschte Besucher des Platzes verweisen, was aber lediglich zu einer Verlagerung der Szene führen wird. „Es wird eine neue Innestadtdebatte auf uns zukommen. Die Leute verschwinden ja nicht einfach.“ (Sim 2012) Eine Verlagerung der Szene Richtung Steindamm und Zentraler Omnibusbahnhof ist bereits zu beobachten (Mitarbeiter 2; Lotta; Feldtagebuch, 09.05.2013). „[F]rüher war's nämlich angenehmer, weil da hatten sie nichts zu sagen. Jetzt haben sie was zu sagen, jetzt ist es unangenehmer. Also sie greifen mehr ein, haben mehr Hausrechte und drücken das auch richtig aus, nach ihrer Faktizität oder sonst in Richtung wie man das bezeichnen mag. Aber sie tun das durchsetzen. Ob sie Recht haben oder kein Recht haben, das spielt keine Rolle. Sie haben hier Hausrecht“ (Jörg). Max äußert Verständnis dafür, dass die Deutsche Bahn Ordnung in der Eingangshalle haben möchte, aber „jetzt haben sie bevor man reingeht, so und da standen in den Ecken bevor man in den / da standen noch Aschenbecher und wenns regnete konnte man sich da drunter stellen und auch nochmal in Ruhe ne Zigarette rauchen oder wie auch immer. Oder auch noch ein Bier trinken. Und das haben sie jetzt ausgeweitet. Alle überdachten Flächen sind tabu. Und das finde ich irgendwie beknackt. Mehr kann ich dazu nicht sagen. [...] [W]ir nennen die die Rambos, ja. [...] Für uns sind das Spinner.“ (Max) Merle gibt an, dass es Privatpersonen, die bisher am Bahnhof Nahrung an Bedürftige verteilt haben, dies inzwischen über die Ausübung des Hausrechts durch die Bahn, untersagt wurde. „Und die durften dann da nicht mehr sein, also das wurde da mit Sicherheitsdienst wurden wir da verdrängt.“ (Merle) Außerdem gibt sie an, dass ihr durch das Hausrecht der Bahn ein Aufenthaltsort genommen wurde, der ihr Kontakt zur

Mehrheitsgesellschaft ermöglicht hat. „[U]nd auch, weil das ja auch so einen Tarneffekt hat. [...] Weil man eben untergeht in der Masse, solange man jetzt nicht total verdreht ist oder so. Und es gibt einem auch ein Stück Normalität.“ (Merle) Eine Verdrängung von den Flächen des Bahnhofes konnte ich während meiner Erhebungen nur einmal im Gastronomiebereich erleben, als Personen versuchten, Essen von den Tellern im Tablett-Wagen zu klauen. Das Sicherheitspersonal reagierte bestimmt, aber nicht unhöflich oder grob. Andere Vergehen gegen die Hausordnung wurden nicht geahndet (Feldtagebuch 23.05.2013, 31.05.2013).

Lars beklagt sich über die steigende Anzahl an Sicherheitsdiensten. Seiner Ansicht nach arbeiten diese in einem „Graubereich“ (Lars), verfügen über „keine hoheitlichen Rechte [...] [und] benehmen sich teilweise unter der Gürtellinie. Also das ist ÜBELST was da abläuft.“ (Lars) Er ist der Meinung, dass die Sicherheitsdienste nicht für Sicherheit sorgen, sondern dafür zuständig sind, die Geschäftsinteressen ihrer Auftragsgeber zu schützen oder durchzusetzen. Fiete erzählt, dass er bei Regenwetter oder zum Zeit verbringen und Ausruhen das für Kunden eingerichtete Kino in einem Elektromarkt nutzt und dabei manchmal auffällt. „Ja, ja, wenn das denen zu viel wird, die sehen das ja weil die ne Kamera haben, dann kommt jemand vom Sicherheitsdienst und dann wird man geweckt, und dann, wenn es ein zweites Mal ist, dann soll man das Haus verlassen.“ (Fiete) Zwar gibt ein Teil der Befragten an, dass sie die Sicherheitsdienste als unangenehm und die Hausordnungen als unangebracht empfinden, jedoch kann nur Merle eine konkrete Auswirkung dieser Art der Verdrängung auf ihre Alltagswirklichkeit ausmachen. Aber auch innerhalb der Obdach- und Wohnungslosenszene gibt es gegenläufige Meinungen. Lotta, Dennis, Theo, Ben und Kim befürworten die Durchsetzung des Hausrechts durch die Bahn sogar, da sich durch die Anwesenheit der Drogen- und Alkoholikerszene auch für sie Unsicherheitsräume ergeben. Begründet wird die Befürwortung der Durchsetzung der Hausordnung mit der Vermeidung unschöner Bildern, einem erhöhten Sicherheitsempfinden für sich selbst, aber auch für die Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft. „[Z]usätzlich kommt dann noch, dass eben halt an dem Bahnhof viel getrunken wurde und das ist kein schöner Anblick, weil letztlich irgendwann, wenn man viel Bier trinkt und viel andere Sachen irgendwann ist die Blase voll, irgendwann musst du aufs Klo und [...] dann [wird] eben halt gegen die Hausmauer draußen gepinkelt [...]. Das finden eben halt auch, ich sag mal die Hamburger selber, nicht so schön. [...] Das ist eher auch die Unsicherheit für die Konsumgesellschaft. Die fühlen sich dann auch nicht wohl, gerade wenn man jetzt, sag ich mal in den Abendstunden da rüber geht, ähm hat man das schon gemerkt, dass eben halt, man wird angepöbelt, also jetzt ich sag mal die Konsumherren und -damen aus der normalen Welt. Man wird angebettelt, das sind alles so

Dinge die eben halt die Bahn auch nicht mehr wollte, die auch das Stadtbild eben ein bisschen verschandeln.“ (Lotta) In diesem Fall hat das restriktive Vorgehen für einen Teil der Obdach- und Wohnungslosenszene positive Auswirkungen auf die Alltagswirklichkeit. Die Verdrängung aus den Geschäftsstraßen der Innenstadt ist jedoch nicht stark ausgeprägt, was womöglich auch an den Zielen des City Managements Hamburgs liegt. Dies erklärt zwar die „weitere Steigerung der Attraktivität unserer Innenstadt“ (City Management Hamburg: o.J.) als ein angestrebtes Ziel, möchte sich jedoch auch im sozialen Bereich engagieren. Am Runden Tisch St. Jacobi, einer Diskussionsgruppe aus Geschäftsleuten, Behördenvertretern, Politikern, Vertretern kirchlicher Einrichtungen, Vertretern der Handels- und Handwerkskammer und Vertretern der Polizei, engagieren sich Menschen unterschiedlichster Interessensrichtungen und versuchen gemeinsam Projekte zu entwickeln. Ergebnis dieses Zusammenschlusses und auch unterstützt durch Spendenaktionen des City Management Hamburgs, ist der StützPunkt. Dies ist eine Anlaufstelle für Obdachlose in der Innenstadt und wird von Mitarbeitern der Caritas betreut. Dort gibt es die Möglichkeit ihr Gepäck in Schließfächern zu lagern, mit dem Ziel, die Mobilität und damit auch den Aufenthaltsradius der Obdachlosen zu erweitern. Die Bereitstellung sanitärer Anlagen macht sich in Form einer saubereren Innenstadt bemerkbar. Mit diesem Projekt möchte das City Management außerdem eine Alternative zur Geldspende auf der Straße an Obdachlose bieten (City Management Hamburg: o.J.; Jonas: 2003; Hauptkirche St. Jacobi: o.J.). Auf der einen Seite könnte man das Engagement, die Mobilität obdachloser Menschen zu erhöhen, als gezielte Verdrängung auslegen, da die Obdachlosen nun die Möglichkeit wenn nicht sogar die fokussierte Notwendigkeit hätten, den Innenstadtbereich zu verlassen und diesen somit, im Sinne des Städtewettbewerbs, attraktiver werden zu lassen. Auf der anderen Seite erleichtert die erhöhte Mobilität Amtsgänge, das Aufsuchen weiter entfernter Einrichtungen, und die optische Eingliederung in die Mehrheitsgesellschaft und damit auch den Aufenthalt in der Innenstadt (Kapitel 6.1.3). Außerdem bietet der Kontakt zu Mitarbeitern des StützPunktes die Möglichkeit der Integration von Obdachlosen in die Hilfsangebote der Stadt Hamburg, so dass dieses Engagement integrierend zu bewerten ist und nicht als gezielte Verdrängung mit dem alleinigen Gedanken, Obdachlose aus der Innenstadt zu entfernen. Innerhalb der Interviews kamen Lotta und Alex sowie ehemalige Nutzer des StützPunktes immer wieder auf diese Einrichtung zu sprechen und sehen sie als Gewinn für ihren Alltag.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass sich die Obdach- und Wohnungslosen selbst zwar durchaus kritisch zur Kommodifizierung des öffentlichen Raumes äußern, die konkreten Auswirkungen auf ihre Alltagswirklichkeit aber eher als gering anzusehen sind. Lediglich die

modifizierten Mülleimer, als Teil der Verdrängungsmöblierung wirken sich deutlicher auf den Alltag der Obdach- und Wohnungslosen in Punkto Geld verdienen aus.

Das Bestreben der städtischen und ökonomischen Vertreter, die Obdach- und Wohnungslosen durch Verdrängungsmöblierung, die Einführung von Hausordnungen und die Nutzung von Sicherheitsdiensten aus der Innenstadt und Geschäftsbereichen zu verdrängen, kann mit dem Thirdspace Konzept von SOJA (1996) theoretisiert werden. Die Interessenkonflikte zwischen den beiden Gruppen basieren auf subjektiv unterschiedlichen Raumkonstruktionen, die sich an manchen Orten überlagern und repräsentieren Differenzen zwischen mentalem und gelebtem Raum. Der Secondspace steht für konstruierte, idealistische und symbolische Räume. Daraus abgeleitet konstruieren die Vertreter öffentlicher und ökonomischer Interessen den Innenstadtraum oder die eigenen Geschäftsräume als Ort des Konsums und möchte ihn für die Konsumgesellschaft möglichst attraktiv gestalten. In den idealisierten Vorstellungen des Secondspaces kommen Obdach- und Wohnungslose nicht vor. Jedoch sind diese Randgruppen ebenfalls Teil der Innenstadt und verändern den Secondspace in einen Thirdspace, einen gelebten Raum, der eine »sowohl-als-auch« Konstruktion zulässt. Beschreiben möchte ich dies anhand der subjektiven Wahrnehmung und Bewertung eines Mülleimers, da dieses Beispiel von den Befragten am häufigsten thematisiert wurde. Sind die Müllbehälter für die Vertreter der Stadt und im Sinne des Secondspaces ein Gegenstand, mit Hilfe dessen sich die Mehrheitsgesellschaft ihres Abfalls entledigen kann, stellen sie für die befragten Obdach- und Wohnungslose eine mögliche und relevante Quelle des Konsums dar, da sich im Inneren der Behälter Pfandflaschen befinden könnten, die eine Einnahmequelle darstellen. Folglich dient der Abfallbehälter im Thirdspace, neben seiner ursprünglichen Funktion als Ort für Müll, einer weiteren Funktion, nämlich als Ort zum Auffinden von Pfandflaschen. Da das Hineingreifen in Mülleimer oder sogar das Herausräumen des Mülls um an das Leergut zu gelangen nicht den normativen Verhaltensmustern der Mehrheitsgesellschaft entspricht und damit abschreckend auf die Konsumgesellschaft wirken kann, versuchen Vertreter der städtischen Interessen, den Thirdspace wieder in den Secondspace zu überführen, indem Mülleimer erhöht angebracht werden oder durch Hauben und spezielle Mechanismen das Hineingreifen verhindert wird, um den Gegenstand Mülleimer so wieder auf seine ursprünglich seiner angedachte Nutzung zu reduzieren. Gleiches gilt für die Raumkonstruktionen in Bahnhof und Einkaufszentren. Durch das Verhalten der Obdach- und Wohnungslosen entsteht ein Thirdspace, der nicht mit den ursprünglich angestrebten Raumkonstruktionen übereinstimmt. Durch das Erlassen von Hausordnungen und das Einsetzen eines Sicherheitsdienstes wird versucht, die ursprüngliche

vorgestellte Raumkonstruktion, den Secondspace, wieder zu erreichen. Die beschriebenen restriktiven Maßnahmen dienen also allesamt dazu, subjektiv unterschiedliche Raumkonstruktionen, die sich überlagern und dem »sowohl-als-auch« Prinzip des Thirdspaces entsprechen, aufzubrechen und zu unterbinden. Immer mit dem Ziel, zu einem »entweder-oder« Denken zurückzukehren, welches der Konzeption des Secondspace entspricht. Während der Entwurf des Thirdspaces verschiedene Handlungs- und Verhaltensmuster in einem Raum zulässt und akzeptiert, zielt die Konzeption des Secondspaces in diesem Kontext auf »richtige« und »falsche« Handlungs- und Verhaltensmuster ab. Was »richtig« und »falsch« ist, wird durch die gesellschaftliche Norm definiert. Da das Verhalten der Obdach- und Wohnungslosen als »falsch« kategorisiert und der Versuch unternommen wird dieses zu verändern oder zu verhindern, hat das Vorgehen der Stadt Einfluss auf deren Alltagswirklichkeit. Im Sinne DE CERTEAUS (1988) spielen die Vertreter der städtischen und ökonomischen Interessen Strategien gegen die Obdach- und Wohnungslosen aus. Dies ist ihnen möglich, da sie in vielfältiger Weise über den Stadtraum oder eine Geschäftsfläche verfügen können. Das Einsetzen von Sicherheitspersonal, die Einführung einer Hausordnung oder die Installation von Verdrängungsmöblierung ist als Berechnung und Manipulation von Kräfteverhältnissen, und damit als Strategie, zu verstehen. Die Obdach- und Wohnungslosen stellen in diesem Machtverhältnis die Subalternen da. Sie können nur innerhalb der Verfügungsmacht von städtischen und ökonomischen Interessensvertretern agieren. Dies gelingt ihnen durch Taktiken, welche durch Berechnung und Gelegenheiten bestimmt sind. Gegenüber den Sicherheitsdiensten in Einkaufszentren und den Räumen des Bahnhofes sehen sich die Befragten größtenteils machtlos und entwickeln keine Taktiken. Womöglich hängt dies auch damit zusammen, dass der Bahnhof als Ort in ihrer Alltagswirklichkeit keine entscheidende Rolle einnimmt, so dass die Entwicklung von Taktiken nicht notwendig zu sein scheint. Im Bezug auf die Abfallbehälter als Verdrängungsmöblierung, die dagegen als potentielle Geldquellen relevant für die Alltagswirklichkeit der Obdach- und Wohnungslosen sind, wird sehr wohl eine Taktik entwickelt. Die Befragten bauen auf Unterstützung aus der Bevölkerung. Indem die Mehrheitsgesellschaft auf diese Problematik aufmerksam gemacht wurde und durch Aktionen angeregt wurde die Flaschen neben die Abfallbehälter zu stellen, ist es den Obdach- und Wohnungslosen nun trotz installierter Verdrängungsmöblierung möglich, wieder an Leergut zu gelangen. Eine Verdrängung aus dem Innenstadtraum, der durch den Einsatz von Verdrängungsmöblierung für die Alltagswirklichkeit obdachloser Personen uninteressant gemacht werden sollte, ist somit fehlgeschlagen. Den Obdach- und Wohnungslosen ist damit

im Sinne von Strategie und Taktik nach DE CERTEAU (1988) eine Unterminierung der bestehenden Hegemonie gelungen.

6.1.2 Schlafplätze im öffentlichen Raum

Alleine die Tatsache, dass Obdachlosigkeit durch die Übernachtung im Freien oder auf der Straße und kurzzeitige Übernachtung in Notunterkünften charakterisiert wird, hebt den Stellenwert des Schlafplatzes in der Alltagswirklichkeit oder Obdachlosen hervor. Das Aufsuchen eines Schlafplatzes im öffentlichen Raum macht den sozioökonomischen Status deutlich. Nach Ladenschluss kommt es zu einer Überschneidung zwischen Konsumgesellschaft und Obdachlosenszene (Feldtagebuch 27.05.2013). Die Innenstadt als Ort des Konsums wird zum Ort der Obdachlosenszene (Gruber 2002: 62, 70). „Eine Parallelwelt, in der sowohl die Akteure austauschbar sind als auch die Funktion der

Abbildung 6: Platte in der Innenstadt Hamburgs



Quelle: Eigenes Bild

Innenstadt völlig neu definiert wird.“ (Gruber 2002: 62). Als wichtigstes Kriterium für die Wahl des Schlafplatzes, der »Platte«, geben die Befragten den Aspekt des Witterungsschutzes an. Ob der Schlafplatz versteckt oder eher öffentlich, wie in der Innenstadt, gewählt wird, hängt von

verschiedenen Gründen, vor allem aber von der persönlichen Vorliebe ab (Abbildung 6). Ivo, Georg, Lars und Theo geben an, dass sie lieber abseits des Zentrums schlafen und wenig Passantenverkehr für sie ein Auswahlkriterium der Platte ist. Ronny, Jörg, Max, Fiete, Erik, Lotta, Merle und Alex wählen ihre Platten vorzugsweise in der Innenstadt, wie beispielsweise in Eingängen von Ladengeschäften oder Kaufhäusern. Als Gründe geben sie an, man sei da „enger beeinander, sagen wir mal so. Weil da wird auch sehr viel geklaut, gemacht und getan, ne. Und so dann sucht man sich eben Plätze, wo jemand in der Nähe ist, wo einer auf den anderen auch ein bisschen aufpassen kann“ (Max). Lotta gibt an, dass sie besonders die Reaktionen der an einem Ort anwesenden Menschen auf Obdach- und Wohnungslose beobachtet, bevor sie an einem neuen Ort ihre Platte aufbaut. Sich wirklich von ihrem Schlafplatz verdrängt zu fühlen, geben nur Ben, Kim und Georg an. Erstere haben ihre Platte unter einer Brücke aufgeschlagen. Lagern und Zelten ist dort verboten, wird aber zeitweise geduldet. Allerdings hat das Ordnungsamt jederzeit die Möglichkeit, die Platte räumen zu

lassen (Ben & Kim). Georg musste seine Platte räumen, weil an dem Gebäude Umbaumaßnahmen vorgenommen wurden. Lotta hatte mir in der Stadt ein Gebäude gezeigt, dessen Lichtschächte mit Brettern zugenagelt worden waren und die dort nächtigenden Obdachlosen in Folge dessen ebenfalls verdrängt wurden. Beim Blick durch die Bretter hindurch waren noch Schlafsäcke und andere Habseligkeiten zu erkennen (Feldtagebuch 09.05.2013). Theo, Merle, Emma und Anja geben an, bestimmte Stadtviertel und Gebiete zu meiden. Emma und Anja wollen nicht weiter in das Obdachlosenmilieu abrutschen und meiden den Kiez. Theo und Merle meiden klassische, soziale Problemviertel, da sie ein höheres Risiko für Übergriffe befürchten. „[V]or allem in Gegenden, wo die Leute so wie Harburg oder so, wo auch noch viel gearbeitet wird und wo's viele Vorurteile gibt gegen Leute die obdachlos sind. Und man da von Jugendlichen zum Beispiel angegriffen wird, die denken man ist faul oder so. Da geht man eher nicht hin. [...] Ja oder so klassische Arbeiterviertel sind eigentlich ne No-go-Area. Also zum pennen, weil du wirst einfach angegriffen, weil die Leute denken du bist faul.“ (Merle)

Geschäftseingänge in der Innenstadt bieten durch den Publikumsverkehr ein geringes Maß an sozialer Kontrolle und erfüllen durch ihre baulichen Gegebenheiten die Kriterien wind- und wettergeschützt, weshalb sie oftmals als Platten genutzt werden. Viele der Befragten, die eine Platte in der Innenstadt und damit vorwiegend in Geschäftseingängen haben, pflegen eine Art Symbiose mit den Ladenbesitzern oder haben zumindestens stillschweigende Abkommen mit diesen. Max, Ronny, Georg, Alex, Lotta, Fiete und Erik geben an, dass viele Geschäftsinhaber nichts dagegen einzuwenden haben, wenn obdachlose Personen die Platte in ihren Ladeneingängen aufschlagen. Es muss sich lediglich daran gehalten werden, vor Ladenöffnung die Platte geräumt zu haben, sie erst nach Ladenschluss zu beziehen und dabei auf Sauberkeit Wert zu legen. „Da musst du nur, wenn die morgens ihre Hütte aufmachen, dann musst du da auch weggehen oder bereits weg sein und abends warten, bis die eben zumachen. Und auf Sauberkeit achten! Da nicht in die Ecken pinkeln oder irgendwelche weiß ich nicht Veranstaltungen. Feuerchen machen oder ähnliche Sachen. Das geht nicht. Aber wenn du dich vernünftig benimmst, dann sind auch sie dir gegenüber sehr vernünftig.“ (Max). Hält sich ein Obdachloser nicht an diese, oftmals unausgesprochene Abmachung, „kann er ja Pech haben, dass die auch einmal sagen ‘nix, hier wird nicht mehr geschlafen‘ und dann ist man auch angeschmiert“ (Georg). Ronny erzählt, dass er über längere Zeit ein Abkommen mit einem Ladenbesitzer gepflegt hat, dessen positiven Verlauf er auf sein eigenes Verhalten zurückführt. „Es ist teilweise eine Kooperation, weil, je vernünftiger der Obdachlose ist, desto lieber wird der von den Ladenbesitzern gesehen, weil liegst du vor der Tür, schreckt

Einbrecher ab. [...] Ich hab nen Ladenbesitzer gehabt, der kam jeden morgen an mit Kaffee, Brötchen, etc. Der kam morgens um acht Uhr an, er sagt lass dir Zeit du hast bis um zehn Uhr Zeit. Wenn du um fünf vor zehn weg bist, reicht das. (...) Und der kam jede Morgen um acht Uhr und hat mir mein Frühstück gebracht. Der hat gesagt du kannst hier nachts ruhig liegen, ich hab keine Probleme damit. Du lässt die Platte sauber, du trinkst nicht. Das sind mir vernünftige Leute anstatt diese anderen“ (Ronny). Fiete gibt an, dass er und ein weiterer Obdachloser gebeten wurden zu gehen, obwohl sie ihre Platte sauber verlassen hatten und Lotta erzählt, dass manche Geschäfte Rolltore einbauen ließen, um ihre Geschäftseingänge von vorneherein als potenziellen Schlafplatz auszuschließen. Konflikte mit Ladenbesitzern gibt es dann, wenn die Platten nicht rechtzeitig verlassen oder stark verschmutzt hinterlassen wurden, so dass diese in Folge dessen das Platte machen in ihren Eingangsbereichen generell nicht mehr tolerieren (Lotta; Ronny; Alex, Feldtagebuch 09.05.2013). Das Verhalten eines Einzelnen hat somit negative Folgen für die ganze Gruppe und ruft Unmut hervor. Jedoch gibt es auch Fälle in denen Obdachlose von den Ladenbesitzern über viele Jahre hinweg unterstützt werden. Lotta zeigt mir eine Platte an der das Gepäck des Obdachlosen mit Ösen versehen und an den Türgriff des Nebeneingangs des Ladens angekettet ist, damit es nicht geklaut wird, wenn dieser seine Platte tagsüber verlässt (Feldtagebuch 09.05.2013). „Doch // so nen Deal haben ja die meisten. Zum Beispiel ich werd da jetzt bei P&C (Anm. d. Autorin: Peek & Cloppenburg) nicht weggejagt, obwohl da nachts ein Sicherheitsdienst vorbei fährt. Weil ich eben morgens rechtzeitig weg bin, weil ich keine Scheiße bau, weil ich das sauber hinterlass, weil ich da eben nicht hin pinkel und alles. So und solange sie solche Leute haben, machen sie auch nichts. Aber jetzt du wirst das von Lotta (Anm. d. Autorin: Name geändert) bestimmt gehört haben, mit Jörg (Anm. d. Autorin: Name geändert) da bei Gravis die Platte. [...] [D]er schläft schon wieder da, obwohl er da ja entfernt worden war. (...) Das sind dann so / wie gesagt so Lotta (Anm. d. Autors: Name in entsprechendes Synonym geändert) und Konsorten habens sauber hinterlassen und dann kommt EIN Jörg (Anm. d. Autorin: Name in entsprechendes Synonym geändert) und versaut das ALLEN. (..) So und das ist für die Ladenbesitzer eben / sicher ist einer schlecht / [...] Der hat sein Müll da gelassen, der hat nicht äh / o.k. er liegt da nicht direkt im Eingang. Aber direkt neben dem Eingang, ne. So und wenn da dann ne Schnapsleiche liegt, wo denn was weiß ich noch daneben gepinkelt ist, wo Essen blank auf dem Dings liegt, Schnaps, Bier rum steht oder sogar noch umgekippt, das macht keiner mit. Dann gehen die Kunden rein und beschweren sich. Ja was / was soll Graves denn machen?“ [...] [D]as mein ich mit 'wir versauen uns das selber'. (..) Und wenn einer mit auf der Platte ist, der scheiße ist, der versaut das Allen.“ (Alex) Jörg, Alex und Georg geben

an, dass es auf der Platte immer wieder zu Übergriffen durch Mitglieder der Konsumgesellschaft kommt. „Das machen meistens irgendwie so teilweise Jugendliche oder sonst in die Richtung die such pubertieren oder ne Wette machen und sagen, äh da liegt ein Penner, völlig egal. Ich wurde schon zusammengetreten, alles Mögliche. Im Schlaf.“ (Jörg) Alex gibt an, sich in solchen Situationen meistens defensiv zu verhalten, gerade wenn die Übergriffe durch größere Gruppen erfolgen.

Zusammenfassend kann an dieser Stelle gesagt werden, dass sich die von mir befragten Obdachlosen von ihren Platten in der Innenstadt nicht verdrängt fühlen. Solange sie sich an die Abmachungen mit den Ladenbesitzern halten, wird ihre Anwesenheit toleriert und akzeptiert, teilweise sogar unterstützt.

Auch hier kann wieder auf das Thirdspace-Konzept von SOJA (1996) zurückgegriffen werden. Der Laden- und Geschäftseingang als Ort konzipiert, der für die Kunden bestimmt ist und einen ersten Eindruck bezüglich des Geschäfts vermittelt. Auch hier ist es wieder das Ziel, diesen Ort für die Mitglieder der Konsumgesellschaft so attraktiv wie möglich zu gestalten. Diese Absichten werden durch den Secondspace, den vorgestellten Raum, repräsentiert. Der Thirdspace, als gelebter Raum, verändert diese Konzeption. Denn ab dem Zeitpunkt, an dem sich die Konsumgesellschaft aus der Innenstadt zurückzieht, beginnen Obdachlose, diese Geschäftseingänge als Platten herzurichten, so dass sie eine weitere Funktion erfüllen. Nun gibt es einige Geschäftsinhaber denen es durch den Einsatz von Rolltoren gelingt die von ihnen vorgestellte Raumnutzung aufrechtzuerhalten. Die meisten der von den Befragten beschriebenen Geschäftsinhabern können sich jedoch mit dem Thirdspace, dem gelebten Raum, arrangieren, solange in den für sie relevanten Zeiträumen die Raumkonstruktion des Secondspace aufrechtzuerhalten ist. Ein »sowohl-als-auch« Denkweise und eine »sowohl-als-auch« Konstruktion des Raumes, ist in diesem Fall möglich. Damit der gelebte Raum auf Dauer toleriert wird, haben die Obdachlosen auch hier Taktiken (De Certeau 1988) entwickelt. Sie bewegen sich wieder im Raum des Stärkeren, der hier durch die Flächen von Geschäfts- und Ladenbesitzer dargestellt wird. In diesem Fall lautet die genutzte Taktik Impression-Management (Goffmann 1959), was mit einer Anpassung an die gesellschaftlichen Normen, wie Sauberkeit und das Einhalten von Absprachen, einhergeht. Dazu nehmen die Obdachlosen Rollen ein, um bei den Mitgliedern der Konsumgesellschaft einen positiven Eindruck zu hinterlassen und ganz bewusst nicht die Klischees des Obdachlosen zu erfüllen. Innerhalb sozialer Interaktionen wird die Identität einer Person konstruiert. Durch Anpassung erhoffen sich obdachlose Personen eine positive Reaktion und sind bestrebt, einen guten Eindruck zu hinterlassen, nicht ohne die Absicht, im eigenen

Interesse, auch in Zukunft von diesem Eindruck profitieren zu können. Dazu wenden sie im Falle des Platte machens in Geschäftseingängen vorwiegend assertive Selbstpräsentations-Strategien an, mit dem Ziel, eine langfristig gültige, positive Reputation zu erlangen. Dies gelingt ihnen in oben beschriebenen Fällen dadurch, dass sie sich als vertrauenswürdig darstellen, indem sie die Absprachen ihre Platte sauber zu halten, vor Ladenöffnung die Platte zu verlassen und sie erst nach Ladenschluss wieder aufzuschlagen, einhalten. Aber auch assertive Selbstpräsentations-Taktiken, wie sich durch das eigene Verhalten mit einer anerkannten Gruppe, der Mehrheitsgesellschaft, zu identifizieren oder sich als positives Beispiel der Subkultur der Obdachlosen darzustellen, werden eingesetzt. Impression-Management sichert ihnen als Taktik das Leben im Feld der Stärkeren, da sich diese dann womöglich nicht dazu angehalten sehen, Strategien gegen die Subalternen zu entwickeln.

6.1.3 Umgang mit Verdrängungsprozessen

Den Befragten ist durchaus bewusst, dass Verdrängung dadurch zustande kommt, dass sie von vielen als nicht zur Mehrheitsgesellschaft zugehörig angesehen werden. „Und dann ist es so, dass ähm man nicht mehr in die Gesellschaft integriert ist. Man ist in so einer parallelen Subgesellschaft.“ (Merle) Ihnen ist auch bekannt, dass sie von Teilen der Mehrheitsgesellschaft stets in Verbindung mit den klassischen Klischees des Obdachlosen wahrgenommen werden (Alex; Lotta). „[W]ir sind Penner. Wir sind Abschaum. Wir sind asozial, wir gehören entfernt.“ (Alex), womit sich Verdrängung vermeintlich legitimieren lässt. Von den Befragten wird angegeben, dass der Kontakt zur Mehrheitsgesellschaft für sie selbst einen hohen Stellenwert einnimmt (Lotta; Merle), „[w]eils einfach die normale Welt ist und diesen Kontakt sollte man nie abbrechen, sondern dann einfach aus dieser ja aus dieser Szene gar nicht mehr raus kommt und man verliert irgendwie den Anschluss und dann wird's ja nur noch alle viel schwieriger.“ (Lotta) Die Befragten geben an, dass Verdrängung immer dann statt findet, wenn sie sich durch ihr Verhalten oder ihre Erscheinungsbild erheblich von der Mehrheitsgesellschaft unterscheiden. „Und ab dem Punkt wo ich hier [Anm. d. Autorin: niederschwellige Einrichtung] gelandet bin, bin ich auch zu so nem Menschen geworden. [...] Der dann in dieses Klischee rein passt.“ (Merle) Merle führt weiter an, dass man mit fortschreitender Zeit immer weiter in die Szene hineingerät und die sozialen Hemmschwellen sinken, so dass man den Personen die Obdachlosigkeit ansieht (Merle). Alex berichtet, dass man besonders dann aus Einkaufszentren verdrängt wird, wenn man das Klischee des Obdachlosen mit einer Bierflasche in der Hand erfüllt, weil „du gleich diesen asozialen Touch hast“ (Alex). Lotta gibt an, dass der markanteste Zustand, an dem die eigene Obdachlosigkeit

sichtbar wird, das Übernachten im öffentlichen Raum ist, da die soziale Situation dann sofort für alle ersichtlich ist und nicht verborgen werden kann (Lotta). Dies lässt sich nach Ladenschluss in der Innenstadt gut beobachten. „Kurz nach Ladenschluss schlendere ich nochmal durch die Innenstadt und es zeigt sich ein sehr interessantes Bild. Sobald der Großteil der Konsumgesellschaft, welche die Innenstadt tagsüber bevölkert, verschwindet, wird die City von einem Teil der Obdachlosenszene angeeignet. Im Eingang von Peek und Cloppenburg baut Alex seine Platte auf. Auf meinem Rückweg liegt er schon in seinem Schlafsack und liest ein Buch. Auch in anderen Geschäftseingängen lassen sich die Obdachlosen nieder. Und erst da werden viele von ihnen als solche sichtbar. Aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbildes und ohne Gepäck hätten sie genauso gut der Mehrheitsgesellschaft angehören können.“ (Feldtagebuch 27.05.2013) In vielen Fällen ist ein Obdachloser anhand seines Gepäcks zu erkennen. „Also wenn ich jetzt sagen würde, gut ich hab ja mein Schlafsack dabei und mein Rucksack. Wenn ich jetzt ganz normal rumlaufen würde, würden Sie mich nicht als Obdachlosen sehen, sondern als ganz normalen Bürger, der ne Wohnung hat oder sonst in der Richtung. Und Sie könnten sich das nicht mal vorstellen, dass ich nachts auf die Platte gehe und dann nachts mit meinem Schlafsack dann zum Schlafen geh.“ (Jörg) Ähnlich äußert sich Lotta. „Diese konsumgesteuerte Gesellschaft, wenn man sich genauso bewegt hat man eine Rückzugsmöglichkeit, weil man dann nicht mehr unter dieser Beobachtung steht. [...] Sagen wir mal so, wenn ich meinen Schlafsack, also meinen riesen 50 Kilo Rucksack hinten drauf hab mit meinem ganzen Zeugs, mit Schlafsack und noch die Isomatte dran klemmen hab und vielleicht auch noch entsprechend rum lauf, dann bin ich immer unter Beobachtung.“ (Lotta) Verhalten und Erscheinungsbild entscheiden also darüber, wie schnell einer Person die klischeebehaftete Identität »Obdachloser« zugeschrieben wird und wie sich die Reaktionen auf diese Person aufgrund besagter Identitätszuschreibung gestalten. Um die Art von Verdrängungsmechanismen, die sie durch Äußerlichkeit und Verhalten zu einem Teil selbst beeinflussen können, zu umgehen, versuchen die Befragten sich an die Mehrheitsgesellschaft anzupassen bzw. in Bereichen, in denen es ihnen möglich ist, eine Konformität zu erreichen. „[E]s spielt eine große Rolle wie du dich in der Gesellschaft in Anführungsstrichen, wie du dich da bewegst. Wenn du nicht wie so ein total vergammelter Typ rumläufst, dann fällst du auch erstmal schon gar nicht so auf.“ (Max) Fiete, Erik und Henry geben an, dass man in der Mehrheitsgesellschaft nicht als Obdachloser auffällt, wenn man sich entsprechend kleidet und pflegt. So erreichen Fiete und Erik, nicht aus Einkaufszentren verdrängt zu werden und diese als Aufenthaltsort nutzen zu können. „Wenn man natürlich auffällt, ist egal wie man auffällt. Ob man schlecht gekleidet

ist, oder dreckig, oder randaliert oder was weiß ich was. Dann / im Europa-Center / der hat uns nie rausgeschmissen, der Sicherheitsmann. Andere die ich kenne, beim zweiten mal 'und raus und tschüss'." (Fiete) Alex äußert Verständnis dafür, dass Sicherheitsdienste Obdachlose aus Einkaufszentren verdrängen, wenn diese eine abschreckende Wirkung auf die Konsumenten haben. Er selbst kann sich mit dem Klischee des schlecht gekleideten Obdachlosen nicht identifizieren. „Nur weil ich obdachlos bin, brauch ich doch nicht wie der Hinterletzte rumlaufen. [...] Denn ich hab für mich ja selber // irgendwo einen Wert.“ (Alex) Des Weiteren gibt er an, dass die Taktik der Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft ihm ein nützliches Mittel ist, um sich unauffällig in der Stadt zu bewegen, „bleibt mir doch nix anderes als möglichst unauffällig zu sein“ (Alex). Merle, Emma und Anja geben an, dass ein angepasstes Äußeres es einem ermöglicht sich an allen Orten aufzuhalten, ohne stigmatisiert und diskriminiert zu werden. „Es [Anm. d. Autorin: Die Obdachlosigkeit] darf nicht äußerlich sichtbar sein“ (Merle), anderenfalls würde man sofort verdrängt werden. „[D]a muss man eben gucken, dass man sich dann wieder normal anzieht, dass man / sobald man das merkt wird man verdrängt. [...] Also es ist wie, es ist ein Stigma.“ (Merle) Lotta berichtet ebenfalls, dass einem ein gepflegtes Erscheinungsbild den Zugang zur bzw. das Aufhalten in der Mehrheitsgesellschaft erleichtert und sie wegen ihres Auftretens bisher nirgendwo stigmatisiert und diskriminiert wurde oder Verdrängung erlebt hat. „Kleider machen Leute und du fällst damit nicht auf tagsüber, außer man hat halt den Rucksack, dann wird man zwar angeguckt, aber (lachend) ich geh locker auch als Tourist durch. Also das ist / man muss eben halt seine Sachen ordentlich halten und wenn man sauber rum läuft und nicht wie der letzte Dreck [...] Wenn man nicht gerade mit ner Bierflasche tagsüber rum läuft, (lachend) dann geht's auch.“ (Lotta) Außerdem weist sie darauf hin, dass es auch einem Obdachlosen möglich ist, sich zu pflegen. „Also ich hab da keine Probleme, weil ich weiß ich kann mich jeden Tag duschen, in den Einrichtungen. Am Wochenende ist es ein bisschen schwieriger, aber dann geht man halt zum ZOB, da gibt's auch WC-Anlagen mit Duschmöglichkeiten, das kann man einfach nutzen. Na gut, da zahlt man natürlich für, aber ich denk mal zuhause muss man auch Wasser und Strom zahlen. Von daher ist das o.k. Man kann sich pflegen, also die Möglichkeiten gibt es, man sollte das auch nutzen und eben halt sich die Chance nicht verbauen [...] Ich sag mal, da sind die Leute auch selber schuld, weil man kann das selber in die Hand nehmen, will ich so oder will ich anders leben, oder nicht leben.“ (Lotta) Gleiches gilt für unangemessenes Verhalten, welches unter Kapitel 6.2.2 ausführlich dargestellt wird. Ronny stellt dies explizit an einem Erlebnis mit der Polizei dar. „Also wenn ich da jetzt sag ich mal als Obdachloser steh, ich bin gepflegt und hab meine Flasche Bier in der Hand, da

geht die Polizei vorbei und grüßt allerhöchstens. Steh ich da aber mit zehn Mann da, alle sag ich mal schon stark alkoholisiert, dann sag ich mal runter gekommen wie drei Wochen nicht gewaschen, dann wird da natürlich eher geräumt. Ich hab selber erlebt und hab auf dem Hansaplatz unten gestanden, hab mich mit einem Kollegen unterhalten. Beide wohnungslos. Zehn Meter neben uns standen die Jungs und waren am Saufen. Aber von zwei Seiten gleich Polizei, gleich alle zehn Platzverweis. Die Leute, die aber wirklich ohne festen Wohnsitz waren, die haben sie ignoriert!“ (Ronny) Die Beobachtung, dass Obdach- und Wohnungslose Wert auf ein gepflegtes Äußeres legen, bestätigte sich während der empirischen Erhebungen, ebenso die Tatsache, dass sie versuchen sich an die Verhaltensnormen der Mehrheitsgesellschaft anzupassen, um Verdrängung zu vermeiden (Feldtagebuch 03.05.2013, 09.05.2013, 22.05.2013).

TAKAHASHI (1996) beschreibt, dass obdach- und wohnungslose Personen trotz Aufklärungsarbeit immer noch stigmatisiert und mit Attributen wie Faulheit, Kriminalität und Drogen- und Alkoholkonsum in Verbindung gebracht werden. Dieses mit Obdach- und Wohnungslosen verknüpfte und verfestigte negative Image ist geprägt durch den medialen Diskurs, politische und gesellschaftliche Werte, persönlich gemachte Erfahrungen und den eigenen sozioökonomischen Status (Takahashi 1996: 299). Die Befragten sind sich ihren eigenen Aussagen nach sehr wohl darüber bewusst, dass sie, aufgrund bestimmter Verhaltensweisen und Attribute die ihnen zugeschrieben werden, von der Mehrheitsgesellschaft als »anders« oder sogar als »störend« wahrgenommen werden, weshalb eine Verdrängung aus bestimmten Bereichen angestrebt wird. Identitätszuschreibungen und Umgang mit Obdach- und Wohnungslosen, respektive Verdrängung, korrelieren miteinander, da das »Fremd sein« sozial konstruiert ist (Weisser 2011: 155, 165) und auch Personen aus dem gleichen Kulturraum trifft, die „schon immer hier unter uns leben, der Mehrheitsgesellschaft in aller Regel aber trotzdem fremd sind: Obdachlose“ (Weisser 2011: 155). Verdrängung findet also vor allem immer dann statt, wenn das Verhalten oder das Erscheinungsbild nicht dem Werte- und Normsystem der Mehrheitsgesellschaft entspricht. So sind Personen, denen man ihre Obdachlosigkeit offensichtlicher ansieht, stärker von Repressionen betroffen als solche, die viel Wert auf ihr persönliches Erscheinungsbild legen. Gleiches beschreibt NEUPERT (2010: 39).

Aufgrund von Differenzen und der Abgrenzung von Anderen werden Identitäten konstruiert. Ebenso beschreiben sie das Zugehörigkeitsgefühl zu einem kulturellen Kollektiv (Gebhardt et al. 2003: 2; Hall 1999: 93), bei dem es sich in diesem Fall um die Subkultur der Obdachlosenszene handelt. Ausschlaggebend für die Identitätsbildung ist es, sich von anderen

kulturellen Zusammenschlüssen zu unterscheiden. Im Falle der Obdachlosenszene ist beispielsweise das Nichtverfügen über einen eigenen Wohnraum, der Schlafplatz im öffentlichen Raum und die Nutzung von einschlägiger Infrastruktur identitätsbildend. Identitäten werden vorrangig nicht von einem Individuum selbst konstruiert, sondern sind Konstrukt des gesellschaftlichen Diskurses. In diesem Kontext geschieht die Identitätszuschreibung über das Norm- und Wertesystem der zuschreibenden Gesellschaft, in diesem Fall durch die machtvolle Mehrheitsgesellschaft und bildet gesellschaftliche Werte und Normen ab (Hall 1999: 91f.; Weisser 2011: 165). Im Fall der Obdachlosenszene erfolgt die negativ besetzte Identitätszuschreibung immer dann, wenn sich obdachlose Personen aufgrund ihres Verhaltens oder ihres Erscheinungsbildes von den Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft abheben. Zu abweichenden Verhaltensweisen zählen beispielsweise das sich Aufhalten in Einkaufszentren ohne jegliche Konsumabsichten, der (übermäßige) Konsum von Alkohol zu unüblichen Tageszeiten und außerhalb von gastronomischen Einrichtungen, Betteln, die Nutzung des öffentlichen Raumes als Schlafplatz und das Aufsuchen von einschlägigen Einrichtungen. Das äußere Erscheinungsbild ist ebenfalls ein Faktor über den Identitätszuschreibungen erfolgen. Gepäck oder Kleidung geben Auskunft über die soziale Situation. Anhand von bestimmten Merkmalen werden Differenzen offensichtlich und es kommt zu einer Typisierung. Besagter Vorgang wird jedoch erst problematisch, wenn sich dieser in eine Stereotypisierung verwandelt. Ein Subjekt wird dann unter Zuhilfenahme einfacher und verbreiteter Eigenschaften auf nur diese reduziert. Anhand dieser Stereotypen können Personen an der gesellschaftlichen Norm gemessen und ihre Ausgrenzung praktiziert und legitimiert werden, wenn sie dieser nicht entsprechen (Hall 2004a: 143-145). Über das äußere Erscheinungsbild und oben beschriebene Verhaltensweise werden Personen als Obdachlose stereotypisiert und ihnen oftmals sofort weitere Eigenschaften, wie beispielsweise Suchterkrankungen, kriminelles und störendes Verhalten sowie mangelnde Körperpflege, zugeschrieben, auch wenn dies nicht der Realität entspricht (Kapitel 6.2.1 und 6.2.2). Die Obdachlosenszene wird dadurch homogenisiert und ist leichter zu kategorisieren. Nur der Zustand der Obdachlosigkeit alleine würde eine Verdrängung aus dem öffentlichen Raum gesellschaftlich nur schwer legitimieren. In Verknüpfung mit Faktoren wie Drogenabhängigkeit und Kriminalität wird Verdrängung dagegen gesellschaftlich akzeptiert. Aus Sicht obdachloser Personen muss also versucht werden, diesen Stereotypisierungsprozess von vornherein zu verhindern. Dies gelingt mit einer Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft und kann im Sinne einer Taktik (De Certeau 1988) verstanden werden. Wie so oft agieren die obdach- und wohnungslosen Personen auch hier wieder im Feld des Stärkeren und müssen

sich auf günstige Gelegenheiten und sich ständig verändernde Situationen einstellen. Auch in diesem Fall nutzen sie Impression-Management (Goffmann 1959) als Taktik. Durch Verhaltensweisen werden soziale Bedeutungen transportiert, die schlussendlich darüber entscheiden, wie eine Person behandelt werden wird. Deshalb wird auch eine obdachlose Person, sofern sie dazu in der Lage ist, bestrebt sein, Anderen gegenüber einen positiven Eindruck zu vermitteln. Dies gelingt ihr, indem sie sich durch assertive Selbstpräsentations-Taktiken als integre Personen darstellt, die sich mit den Werten der Mehrheitsgesellschaft identifiziert, immer mit dem Ziel, durch eine ansprechende Selbstdarstellung einen positiven Eindruck beim den Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft zu hinterlassen, um dadurch eigenen Wünsche erfüllt zu bekommen. Zugleich impliziert diese Form der Selbstdarstellung den Wunsch, nicht verdrängt zu werden und sich unerkannt im Schutz der Mehrheitsgesellschaft im öffentlichen Raum bewegen zu können. Die Verhaltensweise darf also nicht die soziale Bedeutung »obdachlos« transportieren. Praktisch umgesetzt wird dies durch einen ordentlichen Kleidungsstil und eine angemessene Körperhygiene, die für ein akzeptiertes äußeres Erscheinungsbild notwendig sind, so dass die Personen durch Unwissende nicht als obdachlose Menschen erkannt werden. Durch Kleiderkammern, Waschmaschinen und Hygieneräume wird dies den Obdach- und Wohnungslosen in niederschwelligen Einrichtungen möglich gemacht. Gleiches gilt für Verhaltensweisen, so dass beispielsweise Drogen und übermäßiger Alkoholkonsum gezielt vermieden werden. Insbesondere im Bereich der Verhaltensweisen ist es den obdachlosen Personen jedoch nicht immer möglich, sich an die Mehrheitsgesellschaft anzupassen. Dazu zählt das Aufsuchen niederschwelliger Einrichtungen, um dort z.B. zu essen, Wäsche zu waschen und Körperpflege zu betreiben. Weitere Beispiele wäre das Sammeln von Pfandflaschen, um den Lebensunterhalt zu bestreiten oder das Zeitverbringen in semi-öffentlichen Räumen, besonders während Schlechtwetterperioden. Noch auffälliger und für Passanten sehr oft und offensichtlich sichtbar ist die Wahl des Schlafplatzes im öffentlichen Raum. Hier wird die soziale Bedeutung »obdachlos« sofort transportiert. Jedoch gelingt es den Befragten durch assertiven Selbstpräsentations-Taktiken, sich im öffentlichen Raum, bis auf Ausnahmen, weitestgehend unerkannt zu bewegen und Verdrängungsprozesse zu vermeiden.

6.2 Gruppeninterne Verdrängungsmechanismen mit räumlicher Manifestation

Neben der Verdrängung aus dem öffentlichen Raum wirken sich auf die Alltagswirklichkeit der befragten Obdach- und Wohnungslosen vor allem Konflikte innerhalb der Gruppe aus, die zu gruppeninternen Verdrängungsmechanismen führen, welche sich wiederum räumlich

manifestieren. Da diese vielfach auch die für Obdach- und Wohnungslose notwendige Infrastruktur beeinflussen, haben sie eine deutlich größere Auswirkung auf die Alltagswirklichkeit der Obdach- und Wohnungslosen, als die Verdrängung aus dem öffentlichen Raum.

6.2.1 Konflikte und Verdrängung innerhalb der Obdachlosenszene im öffentlichen Raum

Konflikte innerhalb der Szene führen zur Entstehung von Sicherheits- und Unsicherheitsräumen. Die von den Befragten genannten Räume ergeben sich, bis auf Ausnahme der genannten Problemviertel, nicht durch die Anwesenheit der Mehrheitsgesellschaft oder der Polizei, sondern durch die Anwesenheit von Personen der eigenen Community. Für Merle stellt ein Ort, an dem viele Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft anwesend sind, einen Ort der Sicherheit dar. „Also der sichere Raum ist der wieder, wo man damals war. Also die integrierte Gesellschaft. Also zum Beispiel in der Uni-Mensa. Oder in nem normalen Umfeld, in ner Veranstaltung, in nem Vortrag, im Theater. Also in diesem, da fühlt man sich sicher. Da wo die sogenannten normalen, integrierten, angepassten Leute sind. In diesen ganzen, alles was Obdachlosenszene ist, die haben so Überschneidungen auch mit der Drogenszene, mit dem Kiez, mit dem Prostituierten-Milieu. Da fühlt man dich dann nicht sicher, egal wie viele Sozialarbeiter es sind.“ (Merle) Gleichzeitig stellt sie heraus, dass sich in der Obdachlosenszene auch Mitglieder der Drogenszene finden und durchaus ein kriminelles Milieu vorzufinden ist. Lotta macht beim Stadtrundgang deutlich, dass sich die Obdachlosenszene grob in Alkoholikerszene und Drogenszene gliedern lässt und es auch Personen ohne Suchterkrankung gibt. Während die Drogen- und Alkoholikerszene früher räumlich stark voneinander getrennt waren, kam es in den letzten Jahren zu einer vermehrten Durchmischung (Feldtagebuch 09.05.2013). An dieser Stelle wird die Heterogenität der Obdachlosenszene deutlich, die auch zu Konflikten innerhalb der Gruppe führt. So beschreibt Ivo die Szene am Bahnhof, wo sich vornehmlich die Alkoholikerszene aufhält und den Stadtteil St.Georg, in dem es nach wie vor zur Beschaffungsprostitution kommt, als sehr aggressiv und stressig, weshalb er diese Orte meidet. Selbiges erklärt Theo und befürwortet, dass die Bahn nun auf einer größeren Fläche das Hausrecht ausüben kann, wodurch er sich sicherer fühlt. Alex gibt an, besonders den Hansaplatz in St. Georg zu meiden, „wo gleich nebenan da irgendwelche Ausländer Party machen und da, da drüben stehen die Bordsteinschwalben und da sind die Junkies. Geht gar nicht!“ (Alex) Verallgemeinert meidet er Orte, „wo viel getrunken wird oder Drogen

konsumiert werden. Weil da die Hemmschwelle dementsprechend sinkt und die Gewaltbereitschaft steigt. [...] [Ü]berall dort wo irgendwelche Revierkämpfe sind. Scheiß egal wer da jetzt miteinander, das sind ja alles Unruhefaktoren.“ (Alex) Lotta beschreibt ebenfalls, dass es durch den Alkohol- und Drogenkonsum immer wieder zu Übergriffen kommt. Der größte Unsicherheitsraum ist für sie ihr Schlafplatz, da dort sichtbar wird, dass sie nicht zur Konsumgesellschaft gehört und damit Übergriffen sowohl durch diese selbst, als auch durch Mitglieder der Obdachlosenszene ausgesetzt ist. Aber auch die Drogen- und Alkoholikerszene empfindet sie als Unsicherheitsfaktor (Feldtagebuch 09.05.2013). Emma und Anja geben an, das Obdachlosenmilieu aufgrund des hohen Alkohol- und Drogenkonsums so gut es geht zu vermeiden, da sie sich dort bedroht und unsicher fühlen. Dass Personen unter Alkoholeinfluss gerade in der Gruppe zu einem subjektiven Unsicherheitsempfinden führen, erlebe ich während eines Stadtrundgangs mit Lotta und Nils (Feldtagebuch 09.05.2013).

Unsicherheitsräume auf der Straße entstehen laut Aussagen der Befragten auch durch die stark steigende Anzahl an obdachlosen Migranten. So beschreiben Ben und Kim, dass der Kampf um Plätze zum Platte machen und zum Betteln durch die hohe Anzahl von Migranten und Flüchtlingen aus Osteuropa und Afrika sehr viel aggressiver geworden ist und die Kriminalität untereinander ansteigt. Gleiches beschreibt Theo. Er sieht die Kultur- und Sprachunterschiede als Ursache für die steigende Kriminalität. Dennis akzeptiert die steigende Anzahl an Migranten in der Szene, wenn diese sich nicht aggressiv verhalten. Ronny erklärt, dass es durch die entstehenden Unsicherheitsräume auch zu einer konkreten Verdrängungssituation kommt. „Vor zwei, drei Jahren konnte man losgehen, da hat man auf der Reeperbahn sieben, acht Leute gehabt. Jetzt ist es das Zehnfache. Weil die ganzen Polen, die sich da niedergelassen haben, die sammeln natürlich auch. Und aufgrund deren Alkoholkonsum und dem Alkoholspiegel sind die so aggressiv. Und wenn dann so vier, fünf Polakis auftauchen, da sucht man lieber das Weite.“ (Ronny). Des Weiteren ist er der Ansicht, dass es zu mehr Konflikten und erhöhter Kriminalität kommt, da sich die osteuropäischen Obdachlosen zu Banden zusammenschließen und große Mengen an Alkohol konsumieren, was ihre Hemmschwelle sinken lässt (Ronny). Georg ist ebenfalls der Ansicht, dass sich durch die Zuwanderer aus Osteuropa und Afrika die Kriminalität erhöht hat und beschreibt, dass sich Gruppen nach der Nationalität bilden und dies dann zu Konflikten zwischen den einzelnen Gruppierungen führt. Max beschreibt seinerseits eine Gruppenbildung innerhalb der Obdachlosencommunity und deutet an, dass es zu Konflikten kommt, man sich aber durchaus auf einen Kompromiss verständigen kann. „Ach wir mögen uns nicht alle unbedingt, sagen

wir mal so. Ich will da nicht in die Tiefe gehen. [...] Es sind Spannungsfelder da, natürlich. Bleibt ja gar nicht aus. [...] Aber ansonsten wir hatten da oben auf der Ecke bei Saturn [...] zum Schluss auch mit den Polen, die da sind, ein Agreement. Keiner hat dem Anderen was getan, das hat funktioniert. Nicht immer, aber“ (Max). Lotta teilt Georgs Ansicht in Punkto steigender Kriminalität und fügt hinzu, dass der erhöhte Ausländeranteil sich auch unter den Verkäufern des Straßenmagazins »Hinz und Kunzt« bemerkbar macht. „Wir von Hinz und Kuntz Verkäufern merken das auch, dass eben halt [...] Plätze madig gemacht werden, ähm, Wildereien eben halt dabei ist. Das heißt, sie verkaufen an Plätzen, wo sie gar nicht verkaufen dürfen, oder sie dürfen gar nicht erst verkaufen, weil sie gar nicht registriert sind als Verkäufer. [...] Aber man merkt das schon, dass es massiv geworden ist. Das war vor Jahren / war’s wesentlich entspannter. Also da hatten wir eben halt diesen immens hohen Ausländeranteil nicht. Da hat man das auch nicht so gemerkt.“ (Lotta) Alex äußert sich ebenfalls kritisch zu der zunehmenden Zahl an Migranten innerhalb der Obdachlosencommunity. „Zum einen kommt einem das so vor als wenn das immer mehr Ausländer werden. (...) äh so und dann immer mehr Cliquen-Wirtschaft und ich will nicht sagen Revierkämpfe, aber so Interessens-Sphären. Und da hat man dann so als Otto-Normal-Verbraucher, als Einzelgänger, sag ich mal, keine Chance. Ne, die haben ne andere Mentalität, vielleicht kennen die das nicht. Ich weiß es nicht. Reden bringt nix, dann läufst du noch Gefahr, was auf den Kopf zu kriegen. Weder freundlich noch irgendwie drohend. Und Lotta (Anm. d. Autors: Name in entsprechendes Synonym geändert) wird dir ja auch von der Problematik mit der Gewaltbereitschaft erzählt haben.“ (Alex)

In diesem Kapitel wird deutlich, wie heterogen die Obdachlosenszene ist. Dies bezieht sich nicht nur auf die Mischung von Gender, Alter und Nationalität, sondern beinhaltet auch szeneninterne Differenzierungen, wie z.B. Alkoholikerszene, Drogenszene und die Personen ohne Suchtproblematik. Die Zugehörigkeit zu diesen Gruppen ist nicht klar abgegrenzt und es kann zu Überschneidungen kommen (Cloke et al. 2010: 134), außerdem wechselt der Stellenwert der Zugehörigkeit zu einer dieser Gruppen je nach Kontext. Die von mir Befragten beschreiben die Orte, an denen sich die Alkoholiker- und Drogenszene aufhält, als Orte der Unsicherheit. Abhängige verändern schnell ihr Verhalten und es kann unvermittelt zu verbalen und handgreiflichen Auseinandersetzungen kommen, da der Konsum von Suchtmitteln die Hemmschwellen herab und die Gewaltbereitschaft heraufsetzt. Suchtkranke stellen demnach für die Befragten einen Unsicherheitsfaktor dar, so dass durch deren Anwesenheit ein subjektiver Unsicherheitsraum konstruiert wird. Auch wenn keine konkreten Vorkommnisse genannt werden, nennen die Befragten die steigende Anzahl an Migranten

ebenfalls im Kontext mit Unsicherheitsräumen. Insbesondere wird die steigende Kriminalität innerhalb der Szene hervorgehoben, die nach den Aussagen der Befragten vor allem auf obdachlose Migranten zurückzuführen ist. Als Grund dafür und grundlegende Konflikte mit Migranten innerhalb der Szene werden kulturelle Unterschiede genannt. Generell wird den obdachlosen Migranten eine hohe Gewaltbereitschaft, und speziell den Osteuropäern ein überdurchschnittlicher Alkoholkonsum zugeschrieben. Das Eindringen der obdachlosen Migranten „als ganz andersartig wahrgenommene Gruppe“ (Kokot 2004: 41) wird als Bedrohung empfunden. Zum anderen dient die Abwertung der obdachlosen Migranten oder auch der Suchtkranken dazu, „den eigenen Anspruch auf Respekt auch nach außen zu bestätigen“ (Kokot 2004: 52f.). Des Weiteren erschaffen stigmatisierte Gruppen, die in der Mehrheitsgesellschaft als unerwünscht gelten, eigene Hierarchien und stigmatisieren, bzw. diskriminieren wiederum Mitglieder der eigenen Subkultur (Cloke et al. 2010: 134). Dies geschieht auch in der Obdachlosenszene in Hamburg.

Auch in diesem Kontext steht die Abgrenzung von bestimmten Personengruppen im Vordergrund, nur dass die Ab- und Ausgrenzung in diesem Fall von der Obdachlosencommunity selbst gewünscht wird. Als Argumentation fungiert hierbei der Kulturbegriff. Kultur dient als Leitfaden, an dem Individuen ihr Handeln anlehnen und überprüfen können. Auch die Obdachlosencommunity verwendet hierbei das Werte- und Normsystem der Mehrheitsgesellschaft, gleichwohl etwas modifiziert und den Lebensumständen angepasst (Gruber 2002: 80). Die Obdachlosenszene ist also eine Subkultur innerhalb der Mehrheitsgesellschaft und beinhaltet selbst aber wiederum mehrere Subkulturen, wie Gruppierungen von Migranten, Alkoholikern und Drogensüchtigen. Auch ihnen wird eine eigene Kultur mit je spezifischen Objektivationen und Subjektivationen zugeschrieben. Aufgrund ihrer Kultur werden ihnen, besonders was obdachlose Migranten betrifft, kollektive Handlungsmuster beigemessen, an denen sich das Individuum orientiert (Reckwitz 2009: 91f., 117-130). Diese kulturellen Zuschreibungen sind eng verbunden mit der Konstruktion von Identitäten, da die Nationalität ein identitätskonstituierendes Element ist. Prägend ist immer das identitätskonstituierende Moment, welches im jeweiligen Kontext von Bedeutung ist (Kalpaka&Räthel 1994: 50). So werden beispielsweise obdachlose Migranten aus Osteuropa als »Fremde« wahrgenommen und ihnen alleine aufgrund ihrer Identität als Osteuropäer Attribute wie kriminell und alkoholabhängig zugeschrieben, die im gesellschaftlichen Diskurs als kulturelle Merkmale Osteuropäern zugeordnet werden. Hier wird deutlich, dass nicht nur die gesamte Obdachlosencommunity von Stereotypisierungen betroffen ist (Kapitel 6.1.3), sondern dass eine Ausdifferenzierung über die Bildung von

Stereotypen auch innerhalb der Obdachlosenszene erfolgt (Hall 2004a: 143-145). Bezeichnend ist, dass je nach Kontext unterschiedliche identitätskonstruierende Momente wirken. Deutlich wird dies im Kontext der Unsicherheitsräume im öffentlichen Raum wird dies deutlich. Zum einen werden als Unsicherheitsfaktor Personen genannt, die Alkohol und Drogen konsumieren. Hier werden reale und fest umrissene Verhaltensweisen als Grund des beeinträchtigten Sicherheitsempfindens genannt. Der Konsum von Rauschmitteln ist in diesem Fall das identitätskonstruierende Moment. Zum anderen wird alleine die Nationalität als Unsicherheitsfaktor genannt, da sie mit vermeintlich kulturellen Praktiken eines ganzen Kollektivs in Verbindung gebracht wird, unabhängig davon ob diese Praktiken von dem Individuum dieser Nationalität tatsächlich ausgeführt werden. Dies mag auch eine Erklärung dafür sein, dass in den Interviews keine expliziten Beispiele genannt wurden.

An dieser Stelle kann auch mit einer modifizierten Variante des Ansatzes »Continuum of Stigma« (Takahashi 1996) gearbeitet werden (Cloke et al 2010: 134), da die Mitglieder der Obdachlosenszene, wie die Mehrheitsgesellschaft auch, Hierarchien innerhalb ihrer Subkultur kreieren. So stellt der Grad der Gefährlichkeit auch ein entscheidendes Merkmal dafür dar, wie einzelne Obdachlose in ihrer eigenen Community wahrgenommen werden. Wie bereits von CLOKE ET AL. (2010: 135) beschrieben, äußern sich auch die von mir Befragten dahingehend, dass der Faktor, welche Gefahr von einer Person ausgeht, ein entscheidendes Kriterium für die Akzeptanz in, oder die Ausgrenzung aus der Gruppe ist. Suchtkranke gelten aufgrund ihres wechselhaften Verhaltens, der niedrigen Hemmschwelle und ihres erhöhten Gewaltpotentials als gefährlicher, im Vergleich zu solchen, die nicht abhängig sind und sich von Suchtkranken Obdachlosen in ihrer eigenen Sicherheit bedroht fühlen. Nach meinen Erhebungen möchte ich den Grad der Gefährlichkeit durch den Faktor der ethnischen Herkunft ergänzen. Vor allem den osteuropäischen Obdachlosen, aber auch anderen obdachlosen Migranten gleicher Herkunft, werden kollektive Identitäten und kulturelle Praktiken zugeschrieben, die negativ besetzt sind. Den Angehörigen einer bestimmten Nationalität wird also ein höheres Ausmaß von ausgehender Gefahr zugeschrieben als Anderen, was die Akzeptanz in der Gruppe deutlich senkt und Verdrängung aus der Gruppe begünstigt. Die von mir Befragten werden allerdings nicht aktiv, diese Mitglieder aus der Gruppe zu verdrängen, sondern lassen sich von Orten verdrängen, an denen sich dieser Teil der Obdachlosenszene aufhält, indem sie das Aufsuchen und den Aufenthalt an entsprechenden Orten meiden.

6.2.2 Befürwortung der Verdrängung von »Schwarzen Schafen« aus der Obdachlosencommunity und dem öffentlichen Raum

Eine interessante Beobachtung ist, dass die Obdach- und Wohnungslosen ihrerseits selbst befürworten, dass manche andere Obdachlose aus dem öffentlichen Raum und damit auch aus einem Teil der Obdachlosenszene, verdrängt werden. Alex erklärt, dass die Notwendigkeit von Verdrängungsmöblierung und die Gedanken, wie Obdachlose aus dem öffentlichen Raum verdrängt werden können, nur dadurch zustande kommen, dass einige Szenemitglieder die Klischees des Obdachlosen erfüllen. „Wir sind nicht gerne gesehen, weil eben unsere schwarzen Schafe laufen dreckig rum, in den hinterletzten, zerrissenen Klamotten und drei Jahre nicht geduscht und was weiß ich nicht noch.“ (Alex) Er beschreibt dies konkreter an den installierten Mülleimern mit Haube. „Das haben wir uns / haben sich die Leergutsammler aber selber zuzuschreiben. [...] Weil die nämlich dann reingreifen und Müll, der da drin ist, einfach rausschmeißen, um an irgendwas da unten ran zu kommen und hinterher den Müll, den sie rausgeschmissen haben, nicht wieder rein tun. [...] Ja, aber das haben wir uns selber versaut. WÄREN WIR ORDENTLICH hätte die Stadt keine Veranlassung.“ (Alex). Auch Kim und Ben sprechen sich für Regeln für die Obdachlosencommunity aus und fordern Konsequenzen bei Nichteinhaltung selbiger. Lotta spricht sich in diesem Punkt noch konkreter aus. „Also ich seh das wie gesagt nicht aus der Sicht eines Obdachlosen, weil ich halte (.) ja das Vorgehen von der Stadt gar nicht mal so für verkehrt.“ (Lotta) „Und äh [die Hamburger] sollten sich ein Beispiel auch an anderen Städten nehmen, dass sie ein bisschen härter durchgreifen und auch die Polizei, dass sie nicht so / ist sehr, sehr tolerant und sozial eingestellt. Ähm dass Brennpunkte wie zum Beispiel der ZOB, eben halt auch der Drogenumschlagsplatz Nummer eins momentan ist, und das man da wirklich halt KONSEQUENT durchgreift und regelmäßig durchgreift. [...] Da sollte sich der Senat schon mal Gedanken drüber machen, ob er da nicht ich sag mal ja so wie in München. München ist ein gutes Beispiel eigentlich dafür. Einfach wirklich Konsequenz reinbringt in die ganze Geschichte, so dass die Leute einfach merken, halt stopp, wir machen vielleicht was falsch.“ (Lotta). Auch das Vorgehen der Bahn und die strikte Durchsetzung ihrer Hausordnung befürwortet sie uneingeschränkt und wünscht sich eine noch konsequentere Handhabung. „Ich find's gut! Aber leider // ist die Konsequenz nicht so da. Also ich hab das Gefühl, es wird nicht so konsequent im Nachgang ähm eingegriffen, weil es reißt immer wieder ein. [...] Aber die Idee ist gut und ähm ich denke mal, das sollte man auch beibehalten, weil es auch was / sehr entspannend ist.“ (Lotta). Der Grund, weshalb die Befragten diese restriktiven Maßnahmen befürworten, liegt darin, dass sie eine Imageschädigung der Obdach- und

Wohnungslosencommunity befürchten, die durch das Verhalten einzelner „schwarze[r] Schafe“ (Alex) ausgelöst wird, aber Folgen für die positive Reputation der ganzen Community hat. Die Befragten selbst betonen die Heterogenität der Obdach- und Wohnungslosenszene und legen Wert auf eine Differenzierung. So nennen Alex und Ronny als Beispiel die Personen, die in der Innenstadt sehr aggressiv und aufdringlich betteln, so dass sich die Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft bedrängt und genervt fühlen und in Folge dessen weniger großzügig werden. Sehr häufig werden die Auswirkungen negativen Verhaltens Einzelner im Kontext mit dem Platte machen in der Innenstadt genannt (Alex; Max; Lotta; Ronny; Fiete, Erik; Georg). Wie bereits in Kapitel 6.1.2 angesprochen, bildet der Schlafplatz einen zentralen Punkt in der Alltagwirklichkeit der Obdachlosen, so dass es in diesem Bereich besonders drastische Auswirkungen hat, wenn der positive Eindruck und damit das Entgegenkommen bzw. die Toleranz der Ladenbesitzer geschädigt wird. So wird beschrieben, dass es immer wieder Platten gibt, die mit Kot, Urin und Müll verunreinigt sind, oder nicht rechtzeitig verlassen werden (Lotta, Alex, Ronny, Max). „Ist leider so, wenn einige da meinen sie müssen da rum sauen, Bierflaschen umkippen oder ihre Zigarettenkippen da hin schmeißen. [...] [E]iner /, wie in der Schule. Einer macht Blödsinn, alle anderen müssen drunter leiden.“ (Lotta). Lotta beschreibt am Beispiel eines Geschäfts, dass durch so ein Verhalten bereits gute Platten verloren gegangen sind. Alex äußert sich ähnlich. Andere Obdachlose haben die Platte „sauber hinterlassen und dann kommt EIN Jörg (Anm. d. Autorin: Name in entsprechendes Synonym geändert) und versaut das ALLEN.“ (Alex). Sein Urteil über die Heterogenität der Obdachlosenszene und der in diesem Fall negativen Folgen ist eindeutig. „Aber äh es gibt nun mal leider unter uns Obdachlosen auch sehr viele schwarze Schafe, sehr viele dreckige, die sich um nichts kümmern, die ihren Müll nicht korrekt entsorgen, die äh überall hinpinkeln und alles [...] Insofern sind wir da nicht schuldlos, aber diejenigen von uns, die das eben sauber hinterlassen, die werden mit bestraft.“ (Alex) Lotta spricht sich ganz klar für eine Differenzierung der Obdachlosenszene aus und befürwortet die Verdrängung von Obdach- und Wohnungslosen, die das Stadtbild negativ beeinflussen, spricht sich aber gleichzeitig für die Akzeptanz von Obdachlosen aus, die sich an die Normen und Werte der Mehrheitsgesellschaft anpassen, so gut es ihre aktuelle Lebenssituation zulässt. „Weil ich denke mal jeder der auf der Straße ist, hat auch mal vorher ein normales Leben gehabt und dann hat er sich auch nicht so verhalten, wie er sich jetzt verhält, wenn er jetzt heute negativ auffällt. Und ich kann das einfach nicht nachvollziehen, dass Leute sich ja dermaßen in diese Schiene, ich bin jetzt obdachlos, dann muss ich mich wie der klassische Penner verhalten / ähm das muss einfach nicht sein. Denn wir haben auch nachts über viele

Möglichkeiten irgendwo auf die Toiletten zu gehen, also die Bahnhofsmision ist 24 Stunden auf, da muss man nicht unbedingt, sag ich mal, in die nächsten / Kauflandes-Eingang pinkeln. Das MUSS einfach nicht sein. Und ähm solche Vorfälle eben halt sind schon sehr häufig, dass die Leute sich halt nicht an die Spielregeln halten, dass macht's natürlich den anderen Leuten, die sich benehmen können, halt schwerer. [...] Es fällt auf alle zurück. Da wird auch keine Ausnahme gemacht. Du bist das klassische Penner-Geschöpf, ähm (räuspert sich), obwohl du dich anders verhältst, als Andere.“ (Lotta) Wie das unterschiedliche Verhalten von Obdach- und Wohnungslosen auf die Mehrheitsgesellschaft wirkt wird deutlich, wenn man zwei unterschiedliche Gruppen beim Betteln beobachtet. Die Mitglieder der Gruppe haben ein ungepflegtes Erscheinungsbild und gehen sehr offensiv und aggressiv auf die Passanten zu. Geben diese kein Geld, werden sie beschimpft. Die Passanten versuchen also einen möglichst großen Bogen um diese Gruppe zu machen. Eine andere Person macht einen gepflegten Eindruck und hat einfach nur einen Schüssel vor sich stehen und bedankt sich höflich, wenn Geld hineingelegt wird. Eine weitere Person schaut nicht so gepflegt aus und spricht die Passanten direkt an, tut dies jedoch auf eine charmante Art und Weise. Diesen Personen wird nicht ausgewichen, sie erhalten Geldspenden von den Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft (Feldtagebuch 27.05.2013). Letztere werden in der Community der Obdach- und Wohnungslosen aufgrund ihres Verhaltens akzeptiert, da sie im Gegensatz zur ersten Gruppe die Klischees nicht so stark bedienen und das Image nicht schädigen.

Anhand dieser Aussagen kommen neben der Heterogenität der Gruppe zwei weitere Punkte zum Tragen. Es wird deutlich, dass es auch in einer Subkultur ein Werte- und Normensystem gibt, das festlegt, welche Verhaltensweisen »richtig« und »falsch« sind. Dies basiert auf grundlegenden Werten und Normen der Mehrheitsgesellschaft und wird „den Umständen angepaßt“ (Gruber 2002: 80). Nichtakzeptierte Verhaltensweisen führen zu Unmut bei den anderen Mitgliedern der Subkultur, die versuchen sich von den Personen die sich nicht regelkonform verhalten, abzugrenzen und diese verdrängen möchten. An dieser Stelle wird der dritte Punkt deutlich. Die von mir befragten Obdach- und Wohnungslosen legen zu großen Teilen sehr viel Wert darauf, wie sie sich verhalten und wie sie auf die Mehrheitsgesellschaft wirken, sicherlich auch mit dem Gedanken, sich durch ein positives Auftreten Vorteile zu sichern, wie z.B. die Toleranz der eigenen Platte (siehe Kapitel 6.1.3). Ähnliches beschreibt auch Kokot (2004: 50). An diesen Punkt knüpft auch die Forderung eines Teils der Befragten nach konsequenterem Vorgehen gegen Personen an, die von der Mehrheitsgesellschaft als störend wahrgenommen werden. Die Abwertung obdachloser Migranten oder auch Suchtkranker mag dazu beitragen, „den eigenen Anspruch auf Respekt

auch nach außen zu bestätigen“ (Kokot 2004: 52f.). Des Weiteren erschaffen stigmatisierte Gruppen, die in der Mehrheitsgesellschaft als unerwünscht gelten, eigene Hierarchien und stigmatisieren, bzw. diskriminieren wiederum Mitglieder der eigenen Subkultur (Cloke et al. 2010: 134). Auch dies lässt sich in der Obdachlosenszene in Hamburg beobachten.

Identitätskonstruktionen und Stereotypisierungen innerhalb einer Subgruppe spielen auch in diesem Kapitel eine entscheidende Rolle, steht wie bereits im vorherigen Kapitel die Abgrenzung von bestimmten Personen der Obdachlosenszene im Vordergrund. Das grundsätzliche Bestreben dieser Abgrenzungsprozesse und dem Wunsch, bestimmte Personen aus der Gruppe zu verdrängen, hängt eng mit den Identitätskonstruktionen durch die Mehrheitsgesellschaft zusammen. Wie bereits in Kapitel 6.1.3 beschrieben, erfolgt die Identitätszuschreibung durch den gesellschaftlichen Diskurs, der auf dem Norm- und Wertesystem der zuschreibenden Gesellschaft, in diesem Fall der Mehrheitsgesellschaft, basiert (Hall 1999: 91f.). Da die Obdachlosencommunity nicht in allen Punkten dem Norm- und Wertesystem der Mehrheitsgesellschaft entspricht, erfolgt die Identitätszuschreibung meistens in einem negativen Kontext und die Obdachlosenszene wird als »anders« wahrgenommen. Um Personen als Obdachlose zu klassifizieren, werden bestimmte Merkmale genutzt, die different zur Mehrheitsgesellschaft sind und anhand derer die Obdachlosencommunity typisiert wird. Wird ein Subjekt, in diesem Falle einzelne Mitglieder der Obdachlosenszene, unter Zuhilfenahme einfacher und verbreiteter Eigenschaften nur auf diese reduziert, kommt es zu einer Stereotypisierung. Anhand dieser werden die Mitglieder der Obdachlosencommunity an der gesellschaftlichen Norm gemessen und ausgegrenzt, wenn sie dieser nicht entsprechen (Hall 2004a: 143-145). Übertragen bedeutet dies, wenn eine obdachlose Person eine Platte unsauber hinterlässt, bedient sie damit den gesellschaftlichen Diskurs, der durch Stereotypisierung dazu führt, dass dieses negative Bild einzelner Mitglieder der Obdachlosencommunity auf alle Mitglieder der Obdachlosenszene übertragen wird, auch wenn dies nicht zutrifft. Die Mehrheitsgesellschaft kommt also zu dem Schluss, dass dieses negative Verhalten der Subkultur der Obdachlosigkeit inhärent ist und nimmt es als kulturelle Praktik wahr. Tatsächlich ist es jedoch so, dass die Befragten die Kultur der Mehrheitsgesellschaft als Leitfaden verwenden, an dem sie ihr Handeln anlehnen und überprüfen. Das Werte- und Normsystem der Mehrheitsgesellschaft wird übernommen, wenn es auch etwas modifiziert und den Lebensumständen angepasst wird (Gruber 2002: 80). Das Mitglieder der Obdachlosencommunity an den Werten und Normen der Mehrheitsgesellschaft gemessen werden, zeigen die gruppeninternen Forderungen nach einem äußeren Erscheinungsbild, dass, ebenso wie das Verhalten, mit dem Norm- und Wertesystem der

Mehrheitsgesellschaft konform geht. So wird sich negativ über aggressives Betteln in der Innenstadt geäußert und perpetuierlich die Tugenden Sauberkeit und Ordnung in den Vordergrund gestellt, wenn die Platten in der Innenstadt im Fokus stehen. Anders als in Kapitel 6.2.1 und 6.2.3 sind in diesem Kontext weder Nationalität noch die Zugehörigkeit zu einzelnen Subgruppen der Obdachlosenszene von Bedeutung. Die Gründe, warum sich für eine Verdrängung einzelner Personen ausgesprochen wird, werden ausschließlich an deren Verhaltensweisen festgemacht. Dass die Ausgrenzung von »schwarzen Schafen« befürwortet wird liegt daran, dass Impression-Management (Goffman 1959) von Mitgliedern der Obdachlosencommunity häufig als Taktik (De Certeau 1988) angewendet wird um sich im Feld der Mehrheitsgesellschaft zu behaupten. Dabei werden hauptsächlich assertive Selbstpräsentations-Taktiken und assertive Selbstpräsentations-Strategien angewendet, mit dem Ziel bei der Mehrheitsgesellschaft durch das eigene Verhalten die Identifikation mit einer anerkannten Gruppe darzustellen, als positives Beispiel zu gelten oder eine langfristig gültige, positive Reputation zu erzielen, indem man als vertrauenswürdig gilt. Das Image, das durch dieses Impression-Management aufgebaut wurde, sehen die Befragten durch »schwarze Schafe« geschädigt, da sich das negative Verhalten Einzelner auf die ganze Gruppe auswirkt und so z.B. die erarbeitete Toleranz bei Geschäftsinhabern in Gefahr bringt.

6.2.3 Niederschwellige Einrichtungen als Unsicherheitsraum und Ort der Verdrängung

Immer wieder als Unsicherheitsräume genannt werden die niederschwelligen Einrichtungen, die für Obdach- und Wohnungslose zur Verfügung stehen. Auch JOHNSEN ET AL. (2005a) und CLOKE ET AL. (2010: 131-137) weisen darauf hin, „that individuals‘ experiences within such environments are uniformly positive. On the contrary, what for some might constitute a space of refuge can, for others, be perceived instead as a space of some unease and even fear“ (Cloke et al. 2010: 132). Ronny beschreibt, dass es in Notunterkünften aufgrund des dort herrschenden Alkoholkonsums und der Heterogenität der Nationalitäten immer wieder zu handgreiflichen Konflikten kommt, weshalb er versucht Einrichtungen generell fernzubleiben. Er berichtet von „Sammeleinrichtungen“ (Ronny) in denen „Messerstechereien fast an der Tagesordnung“ (Ronny) sind. Zudem fordert er eine striktere Durchsetzung der Hausordnung durch die Sozialarbeiter (Ronny), um tätliche Auseinandersetzungen zu vermeiden. Er äußert Verständnis dafür, dass viele Obdachlose die Notunterkünfte meiden, „[w]eil die ganz genau wissen, es ist ne Konfliktsituation“ (Ronny). Emma und Anja berichten davon, dass sie in Einrichtungen des Öfteren mit Gewalt konfrontiert sind und sich in ihrer Notunterkunft durch

die Anwesenheit Drogen und Alkohol konsumierender Mitbewohner unsicher und unwohl fühlen. Sie suchen die Einrichtungen Alimaus und Haus Bethlehem nicht mehr auf, da es ihren Aussagen nach dort immer wieder zu Schlägereien gekommen ist (Emma & Anja). Merle gibt an, gezielt den Besuch von Einrichtungen zu vermeiden, in der sich viele männliche Obdachlose aufhalten. „Also einmal Essensstellen, wo sehr viele Männer sind. Also wie die Alimaus zum Beispiel, Herz As oder so. Äh wo auch weibliches Personal ist, wo man denkt, die können vielleicht auch nicht so dem Herr werden, wenn da Gewalt ist. [...] Dann ähm, so wie an diesen Bussen, wo das Essen verteilt wird, nachts. Da sind auch hauptsächlich Männer, weil da kommen diese Alkoholiker-Leute dazu. Da mischt sich das, das ist auch wieder ne eigene Szene. Diese Alkoholiker-Szene. Eigentlich hauptsächlich da“ (Merle). Sina berichtet Ähnliches und findet es gut, dass „es sowas gibt wie die Kemenate. Wo nur die Frauen sich aufhalten, wegen dieser Übergriffe woanders. Und dass es auch dieses Frauenzimmer gibt und verschiedene Unterkünfte für Frauen. Das ist ganz gut, dass das getrennt ist.“ (Sina) Georg merkt an, dass er sich vor allem in der Sammelnotunterkunft des Winternotprogramms in der Spaldingstraße, aufgrund des dort herrschenden Alkoholkonsums, unsicher fühlt und diese Einrichtung deshalb nicht aufsuchen würde. „Und wenn die Hälfte davon betrunken ist, kann man sich vorstellen, was da los ist. [...] Bevor ich in die Spaldingstraße gegangen wäre, wär ich auch lieber draußen geblieben.“ Auch Essensausgabestellen sucht er sich gezielt aus. „Und ganz zu Anfang bin ich mal in die Alimaus gegangen. Das ist ja noch mehr Stress. [...] Da ist immer / da ist meistens Stress.“ (Georg) Jörg gibt ebenfalls an, dass er nicht gerne in Notunterkünfte geht, „da gibt es nur Stress, man wird beklaut, dann gibt es irgendwie ja, Auseinandersetzungen“ (Jörg). Fiete und Erik sind sich einig, dass auch sie bestimmte Notunterkünfte nicht aufsuchen würden. „Pik As. Wär ich auch nie hingegangen. Da würd ich draußen /“ (Erik) „Da schlaf ich auch lieber draußen!“ (Fiete) In dieser Einrichtung erlebte ich selbst ein sehr klischeebehaftetes Bild der Obdach- und Wohnungslosigkeit und kann nachvollziehen, warum manche Einrichtungen aufgrund der dort herrschenden Atmosphäre, die ein Unsicherheits- oder Sicherheitsempfinden hervorruft, gemieden oder bevorzugt werden (Feldtagebuch 14.05.2013). Tagesaufenthaltsstätten werden ebenfalls gezielt ausgewählt bzw. gemieden. „Herz As ist immer so ein Andrang gewesen und war immer laut und streitbarer und mit duschen war das ganz schlecht“ (Erik). Eine Notunterkunft aufzusuchen wäre für Lotta keine Option. Ihrer Meinung nach sind „die Unterkünfte, die jetzt von der Stadt sind ähm, sind alles nicht so der Hit. Da ist alles so irgendwie in geballter Form [...] Ich hab das schon mal probiert, das ist nix für mich. (lacht) Das kommt, weil ich mit Drogen und Alkohol überhaupt

nix am Hut hab“ (Lotta). Max antwortet auf die Frage, ob das Aufsuchen der Notunterkunft des Winternotprogramms in der Spaldingstraße eine Option für ihn gewesen wäre, „NE!“ (Max). Als Grund gibt er, wie Fiete und Erik auch, die „[Ü]berbevölker[ung] mit Osteuropäern“ (Max) an. Neben den generellen Konflikten innerhalb der Szene werden als Grund für das Meiden von Einrichtungen immer wieder die Anwesenheit und das Verhalten von obdachlosen Migranten genannt. Henry stellt besonders das nicht angemessene und aggressive Verhalten von Osteuropäern in einer von ihm besuchten Einrichtung heraus. „Also meine Erfahrung ist, und die hab ich hundertprozentig, weil ich auch damit konfrontiert wurde. Beispiel jetzt wieder CaFée mit Herz. Alle Leute sollen sich anstellen. Und dann kamen, und das ist für mich natürlich schwer zu verstehen, ob die aus Tschechen, Russen, oder sonst was kommen. Auf jeden Fall osteuropäische Gruppen, [...] Die kamen schon so provozierend an, also total besoffen in Gruppen und meinten sie können sich dann auch vordrängeln. Beispiel, fünfzig Leute warten oder sagen wir auch vierzig. Da sind vielleicht vier oder fünf Deutsche bei gewesen. [...] Aber ich sag jetzt red ich von den Osteuropäern. Die sind gekommen, 'Platz da' so ungefähr auf ihre Sprache 'jetzt sind wir da'. [...] Da haben sie versucht die Älteren oder Schwächeren, körperlich und geistig, die nur ihre Ruhe haben wollen. Die wurden dann da bei Seite geschoben. [...] Also die Erfahrung hab ich wirklich mit den Osteuropäern. Mit den Asiaten, die da waren und da waren ja auch Afrikaner, die haben sich gegenüber hier, sehr zahm benommen und verhalten. Auch sich an die Reihenfolge und die Rituale da gehalten. Die Osteuropäer sind aufgefallen.“ (Henry) Ben und Kim suchen nur noch den DRK-Obdachlosenbus des Deutschen Roten Kreuzes auf, weil diese Anlaufstelle derzeit noch von wenigen obdachlosen Migranten genutzt wird. Beide beschreiben Flüchtlinge aus Afrika als sehr kriminell. Dennis sucht sich die Einrichtungen, die er besucht, danach aussucht, welche Leute dort verkehren. So meidet er das Haus Bethlehem und den Mitternachtsbus, da sich dort viele Obdachlose aus Russland, Polen und anderen osteuropäischen Staaten aufhalten und es dort aufgrund derer aggressiven Verhaltensweisen häufig zu Auseinandersetzungen und Beleidigungen kommt (Dennis). Dass die Anzahl an obdachlosen Migranten ansteigt, macht sich vor allem innerhalb der Einrichtungen besonders deutlich bemerkbar. „Das merkst du in den Einrichtungen. Hier! Das ist der Ostblock, Bulgarien, Rumänien. Deutsche Klänge sind manchmal recht selten, sagen wir es so. Ich bin nicht rassistisch! Und im Herz As ist es also schwarz. Also 'halb Afrika' sagen wir immer oder 'Afrika ist doch nicht so weit weg'. In der Alimaus wo du warst, Polen, also auch Ostblock und dann hier CaFée mit Herz warst du noch nicht, da hast du auch Ostblock, Ostblock, Ostblock. Inzwischen auch Schwarzafrika. Und die Zahl derer ist gewaltig gestiegen.“ (Max).

Früher wurden die TAS oder das Herz As gleichermaßen von Max besucht, „aber Herz As jetzt so gut wie gar nicht mehr, weil nur noch Farbige oder Mohammedaner, ja, ich will keine rassistische Äußerung machen. [...] Und äh deren ja, Stil liegt mir nicht. [...] Gibt auch kein Fleisch, gibt da nur Gemüsesuppe oder ähnliches“ (Max). Gleiches berichten auch Fiete und Erik, weshalb sie sich besonders gerne in der TAS aufhalten, da dort der Anteil an obdachlosen Migranten geringer ist als in anderen Einrichtungen. Als Grund seiner Abneigung gegen obdachlose Migranten aus Osteuropa gibt Fiete deren exzessiven Alkoholkonsum an. Besuche in Einrichtungen mit einem hohen Migrantenanteil werden von ihnen vermieden (Fiete & Erik). Das bereits von den Befragten erwähnte Herz As, wird von mehreren Obdachlosen aufgrund des Anteils der Migranten bewusst gemieden, oder gar nicht mehr aufgesucht (Alex; Georg; Feldtagebuch, 24.05.2013). Begründet wird dies mit „Deutsche sieht man da fast gar keine. Also ganz wenige. Meistens sind’s Schwarzafrikaner und Polen. Aber sonst sieht man da, also von den Deutschen sieht man ganz wenig“ (Georg). Des Weiteren gibt Alex an, dass er die Einrichtung Alimaus meidet. „Also ich war / zu Anfang war ich noch Alimaus, aber dann hab ich da immer gesehen / die / der Anteil der Deutschen unter fünf Prozent. Der Anteil der Farbigen weit über 90, sag ich mal. Oder sagen wir mal 90 Prozent. [...] So und als ich das dann so ein paarmal gesehen hab / hast dann da Schlange gestanden und kommst dann erst beim zweiten Schwung rein und dann kommen dir die Farbigen entgegen, mit tütenweise voll von Obst. (...) Da haste erstens schon mal so ne Hasskappe, weil drei Bananen hätten ja vielleicht gelangt, ne? Kommst rein und die Kisten sind leer. Dann sitzt du da, kannst aus dem Fenster gucken und siehst dann, wie die das wegschmeißen. Da kann ich so ne Krawatte kriegen.“ (Alex) Alex beschreibt weitere negative Erlebnisse mit obdachlosen Migranten im Alltag der Einrichtungen. „Und wenn das irgendwo Klamotten und Schuhe und sowas gibt, dann sind die Polen ganz weit vorne. Ohne Rücksicht auf Verluste. Die boxen dich weg und alles. Und da kriegt man dann ne Hasskappe auf Ausländer. Äh ob das nun die Farbigen sind mit ihren Bananen wegschmeißen, mit ihrer Cliques-Bildung. Besonders schlimm find ich das dann beim Herz As. Die stehen dann / also Herz As im Moment macht um zehn auf, die stehen, acht, viertel nach acht, halb neun stehen die da, wegen duschen. So die meisten davon pennen im Pik As, können da duschen, aber wollen da nicht duschen, weil das wohl nicht so berauschend ist, da. So und dann stehen die / also 40, 50, 60 Blackies da vorm Eingang und du selber hast keine Chance, da noch äh irgendwie (...) in der Schlange äh weit genug vorne zu sein, damit du schnell weg kommst, wenn du überhaupt noch duschen kannst. Weil die ja nur ne begrenzte Zahl nehmen. Und deshalb komm ich auch hier her zum duschen.“ (Alex) Auf die Frage, ob er sich aus den

Einrichtungen verdrängt fühlt antwortet er „Ja. Auf jeden Fall.“ (Alex) Die teilweise aggressive Stimmung sowie der Drogen- und Alkoholkonsum sind mir bei meinem Besuch in der Notunterkunft für Männer ebenfalls aufgefallen (Feldtagebuch, 14.05.2013). Auch das in manchen Einrichtungen ein sehr hoher Migrantenanteil vorhanden ist, konnte ich während meiner Erhebungen selbst erfahren. „Im Hauptraum sitzen fast ausschließlich Schwarze Menschen⁴, vereinzelt ein paar Weiße Menschen⁵. Die meisten der Weißen Menschen sind der Sprache nach dem osteuropäischen Raum zuzuordnen. Deutsche kann ich genau drei ausmachen. [...] An dem Eingang zu den Hygieneräumen stehen ebenfalls mehrere Schwarze Menschen. Auffallend ist, dass die dort anwesenden Schwarzen Menschen sehr gut gekleidet sind, Markenkleidung von Nike und Adidas tragen, sehr gepflegt sind und somit keines der Klischees über Obdachlose bedienen. Ich vermute, dass sie zu der Gruppe von Afrikanern gehören, die sich seit längerem in Hamburg aufhält. Mir fällt auf, dass in dieser Einrichtung sämtliche Hinweise neben Deutsch auf Englisch, Französisch und, auf meine Nachfrage hin, auf Polnisch, aushängen. Auf manchen Aushängen sind noch weitere Sprachen aufgeführt, die ich jedoch nicht eindeutig zuordnen kann. Während ich auf meinen Gesprächspartner warte, fühle ich mich sehr von den Gästen der Einrichtung beobachtet und fühle mich fremder als in den anderen Einrichtungen. Abgesehen davon, dass ich mich optisch von der Mehrheit der Anwesenden unterscheide, verstehe ich die gesprochenen Sprachen nicht. Außerdem bin ich neben den Mitarbeiterinnen hinter der Anmeldung die einzige Frau im Raum und habe das Gefühl alle Blicke auf mich zu ziehen. Durch dieses Erlebnis kann ich nachvollziehen, warum einige von mir Befragten, insbesondere Frauen, den Aufenthalt in dieser Einrichtung als unangenehm empfinden und versuchen, ihn zu vermeiden.“ (Feldtagebuch, 24.05.2013) Dass die steigende Anzahl an Migranten aus Ost- und Südosteuropa sowie Flüchtlinge aus Drittländern zu einem Problem für die Einrichtungen selbst werden (Bela 2013), berichten auch Mitarbeiter der Einrichtungen. Da viele der Migranten über keine Leistungsberechtigung und einige von ihnen nur über den Touristenstatus verfügen, haben sie im Grunde genommen keinen Zugang zu den niederschwelligen Einrichtungen. Dieser wird ihnen jedoch trotzdem gewährt, allerdings erschwert die große Anzahl zunehmend die Finanzierung der Einrichtungen. Steigt die Zahl weiter, muss darüber nachgedacht werden, die Einrichtungen für obdach- und wohnungslose Personen mit Touristenstatus zu schließen und nur Leistungsberechtigte zu versorgen (Mitarbeiter 1). Die Zahl der in Hamburg lebenden ost-

⁴ Politisch korrekte Bezeichnung, laut Bundeszentrale für politische Bildung. Online verfügbar unter: <http://www.bpb.de/politik/extremismus/rechtsextremismus/41722/kleiner-formulierungs-ratgeber-fuer-journalisten>, zuletzt geprüft am 07.05.2014

⁵ siehe Fußnote ⁴

und südosteuropäischen Wohnungs- und Obdachlosen wird auf ca. 600-700 geschätzt. Erst im Winternotprogramm 2012/2013 sind ca. 250-300 Drittstaatler und Afrikaner, eingereist über Italien oder Spanien, aufgetaucht. Die Dunkelziffer ist vermutlich höher. Deren genaue Aufenthaltsorte waren zum Zeitpunkt meiner Erhebungen nicht bekannt. Um den Druck innerhalb der Szene, aber auch auf die Einrichtungen, zu reduzieren, sind in Hamburg verschiedene Projekte angelaufen, die diese Personen in ihre Heimatländer zurückführen wollen (Mitarbeiter 2). An dieser Stelle wird deutlich, dass die niederschwelligen Einrichtungen von einem sehr differenzierten Publikum aufgesucht werden. „Add to this mix the fact that very often people using a day centre are angry or depressed or simply overwhelmed by the stress of their circumstances and the atmosphere in such places can, not surprisingly perhaps, be volatile“ (Cloke et al. 2010: 132).

Fasst man die Gründe zusammen, weshalb Obdach- und Wohnungslose Einrichtungen bzw. bestimmte Einrichtungen meiden, dann lassen sich zwei Argumentationsstränge ausmachen. Zum einen wird mit dem hohen Drogen- und Alkoholkonsum unter Mitgliedern der Obdachlosenszene und dem daraus resultierenden Konfliktpotential argumentiert, zum anderen wird die Anwesenheit von einer großen Zahl obdachlosen Migranten als Grund genannt. Geht es um Unsicherheitsräume, produziert durch Konflikte und Handgreiflichkeiten, in die Drogen- und Alkoholabhängige verwickelt sind, so nennen die meisten der Befragten diese Konflikte konkret. In diese Ereignisse waren sie entweder selbst verwickelt, oder zu mindestens direkt damit konfrontiert oder konnten diese beobachten. Diese negativen Erlebnisse machen für sie aus Einrichtungen, die auch als Ort der Sicherheit dienen sollen, einen Ort der Unsicherheit, den sie zu meiden versuchen. Ähnliche Ergebnisse werden von NEUPERT (2010: 19f., 22) beschrieben. Interessant ist, dass die Obdach- und Wohnungslosen anscheinend keine Taktiken entwickeln, um die szeneninternen Konflikte zu lösen, oder zu beheben. Die einzige Taktik, wenn man diese als solche betrachten mag, ist, die genutzten Einrichtungen nach den dort anwesenden Personen auszuwählen und Orte der Unsicherheit gezielt zu umgehen. Ausweichen, als eine typische Art der Konfliktlösung, wird von KOKOT (2004: 50) beschrieben. Wird der hohe Anteil an Migranten in den Einrichtungen angesprochen, so berichten nur drei Befragte von beobachteten Handgreiflichkeiten, bei denen sie vor Ort waren, oder konkrete Situationen, in denen es aus ihrer Sicht zu unangemessenem Verhalten seitens der Migranten kam. Die anderen Interviewten, die sich zu diesem Thema kritisch geäußert hatten, merken an, dass ihnen die zunehmende Anzahl an osteuropäischen Migranten auffällt und weisen teilweise darauf hin, dass sie die Stimmung in den Einrichtungen dadurch als angespannter empfinden. Eindeutige Beschreibungen von

Konfliktsituationen, an denen die obdachlosen Migranten aktiv beteiligt sind, oder die durch sie ausgelöst werden, bleiben jedoch aus. Gleiches beschreibt KOKOT (2004: 45) und weist darauf hin, dass dies „keinerlei Einfluss auf die Zuweisung von Stereotypen“ (Kokot 2004; 45) hat. Die Meidung der Einrichtungen mit hohem Migrantenaufkommen erfolgt in diesen Fall augenscheinlich nur durch deren bloße Anwesenheit. Das Eindringen der obdachlosen Migranten „als ganz andersartig wahrgenommene Gruppe“ (Kokot 2004: 41) wird als Bedrohung empfunden. Dass immer weniger deutsche Obdach- und Wohnungslose die Einrichtungen aufsuchen und von Migranten aus Osteuropa verdrängt werden, macht sich auch für die Sozialarbeiter bemerkbar (Kuhrt 2013).

An dieser Stelle kann zunächst erneut mit dem Konzept des Thirdspace von SOJA (1996) argumentiert werden. Der Secondspace steht für konstruierte, symbolische und idealistische Räume. Unter dieser Konstruktion lassen sich die niederschwelligen Einrichtungen, die für Obdach- und Wohnungslose bereitgestellt werden, als Sicherheitsräume verorten, da sie ursprünglich als Ort der Hilfe und des Rückzugs konzipiert wurden. Der Thirdspace repräsentiert den gelebten Raum. Durch subjektiv unterschiedliche Raumkonstruktionen, die sich an manchen Orten überlagern, kommt es, den mentalen und gelebten Raum betreffend, zu differenten Konstruktionen der Räume. Im Kontext der niederschwelligen Einrichtungen geben die Befragten an, dass diese für sie nicht immer ein Ort der Sicherheit, sondern auch ein Ort der Unsicherheit sind. Entscheidend für diese »sowohl-als-auch« Konstruktion, die charakteristisch für das Prinzip des Thirdspaces ist, sind die anwesenden Besucher der Einrichtungen und deren Verhalten, so dass eine Einrichtung für obdach- und wohnungslose Menschen für diese sowohl ein Ort der Sicherheit, als auch ein Ort der Unsicherheit sein kann. Auch werden niederschwellige Einrichtungen von der Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft als Sicherheitsraum für Obdach- und Wohnungslose wahrgenommen, während er für obdach- und wohnungslose Personen auch ein Ort der Unsicherheit sein kann. Hier wird deutlich, dass der gelebte Raum in diesem Punkt erheblich von der Konzeption des Secondspace, dem mentalen Raum, abweicht.

Auch in diesem Kontext kommt der Ansatz des Continuum of Stigma (Takahashi 1996) zum tragen. Innerhalb der Obdachlosencommunity werden die gleichen Konstruktionen von Stigma wie in der Mehrheitsgesellschaft praktiziert, so dass Migranten, Alkoholabhängige und Drogensüchtige auch innerhalb der Subkultur stigmatisiert werden. Ausgehend vom Ansatz des Continuum of Stigma werden Suchtkranke in der Szene weniger akzeptiert, da sie aufgrund ihres Gewaltpotentials und ihrer Unberechenbarkeit ein Sicherheitsrisiko für alle Gruppenmitglieder darstellen. Sie werden als gefährlich eingestuft, weshalb ihre Anwesenheit

in niederschweligen Einrichtungen dazu führt, dass diese von den Befragten gemieden werden, da sie ihre eigene Sicherheit in Gefahr sehen. Aber auch obdachlosen Migranten wird ein höheres Ausmaß an Gefahr zugeschrieben, was zu einer gruppeninternen Stigmatisierung führt. Identitätskonstruktionen erfolgen durch den gesellschaftlichen Diskurs, der auf dem Norm- und Wertesystem der zuschreibenden Gesellschaft, in diesem Fall die befragten Mitglieder der Obdachlosencommunity, basiert (Hall 1999: 91f.). Die nationale Herkunft wird in diesem Kontext zu einem prägenden, identitätskonstruierenden Element (Kalpaka & Räthel 1994: 50), aufgrund dessen die Einordnung in Subgruppen der Obdachlosencommunity erfolgt. Diesen verschiedenen Gruppierungen von obdachlosen Migranten wird eine eigene Kultur mit spezifischen Subjektivationen und Objektivationen, und damit kollektive Handlungsmustern, zugeschrieben (Reckwitz 2009: 91f., 117-130). Dieser Vorgang basiert in den meisten Fällen auf der Zuschreibung von Stereotypen und nicht auf selbstgemachten Erfahrungen. Durch bestimmte Merkmale, in diesem Fall vornehmlich die Sprache und die Hautfarbe, werden Subjekte klassifiziert, um sie als Osteuropäer oder Afrikaner einordnen zu können. Wird eins dieser Objekte unter Zuhilfenahme einfacher und verbreiteter Eigenschaften der Subgruppe der es angehört, nur auf diese reduziert, kommt es zu einer Stereotypisierung (Hall 2004a: 143-145). So wird obdachlosen Migranten aus Osteuropa aufgrund ihrer Herkunft besonders häufig ein überdurchschnittlicher Alkoholkonsum zugeschrieben. Dies wiederum ist ein Merkmal, welches im gesellschaftlichen Diskurs als kulturelle Praktik von Osteuropäern gilt. Schwarze obdachlose Personen werden hingegen durch das Attribut Religion, in diesem Fall Islam, stereotypisiert. Eigenschaften einzelner Personen dieser Subgruppen werden als der nationalen Herkunft inhärent und als kulturelle Praktik wahrgenommen und dann auf alle Mitglieder der einzelnen Migrantengruppen übertragen. Wie bereits KOKOT (2004: 41, 45) beschrieben hat, beeinflussen die eigenen Erfahrungen den Stereotypisierungsprozess nicht, sondern die obdachlosen Migranten werden aufgrund ihrer Andersartigkeit als Bedrohung wahrgenommen. Dies bestätigt sich darin, dass die Befragten ganz gezielt Einrichtungen meiden, in denen obdachlose Migranten einen Großteil der Besucher darstellen, obwohl sie kaum konkrete Konfliktsituationen beschreiben. Deutsche Obdach- und Wohnungslose lassen sich demnach von obdachlosen Migranten aus niederschweligen Einrichtungen verdrängen. Obwohl sie hier in einem eigenen Raum agieren und nach DE CERTEAU (1988) in einer machtvolleren Position sind, entwickeln sie weder Strategien noch Taktiken, um dieser Verdrängung entgegenzuwirken. Die einzige Taktik, wenn man sie so nennen mag, ist das Ausweichen auf Einrichtungen mit einem geringen Migrantenanteil unter den Besuchern, wobei dieses defensive und ausweichende Verhalten als

eine typische Art der Konfliktlösung innerhalb der Obdachlosenszene von KOKOT (2004: 50) beschrieben wird.

7 Kritische Reflexion

Es ist mir bewusst, im Rahmen der Feldforschung, nur einen sehr kleinen Teil der Obdachlosenszene befragt zu haben. Die quantitative Beschränkung resultiert dabei aus mehreren Faktoren. Wie in Kapitel 5 und 6 deutlich wird, ist die Obdachlosencommunity zudem eine sehr heterogene Gruppierung, der nicht nur Personen verschiedener Nationalität angehören, sondern die sich auch in physisch und psychisch kranke Personen unterteilen lässt, die sich wiederum nochmals in kleine Gruppierungen gliedert. Schwerst Suchtkranke und Personen mit psychischer Erkrankung konnten nicht befragt werden. Ebenso wurden aufgrund der Sprachenvielfalt keine obdachlosen Migranten befragt. Aufgrund dessen können keine für die Obdachlosenszene allgemeingültigen Aussagen getroffen werden, da die Erfahrungen von Personen dieser Gruppen nicht vorliegen. Des Weiteren gab es in einigen wenigen Fällen Diskrepanzen zwischen der Selbstdarstellung der Befragten in den Interviews, der Beschreibung durch Mitarbeiter der Einrichtungen und Mitglieder der Obdachlosenszene, sowie meinen eigenen Beobachtungen. Es ist zu vermuten, dass keiner der Befragten während der Befragung ein schlechtes Bild von sich zeichnen wollte. Aufgrund des zeitlich begrenzten Aufenthaltes in Hamburg war nur ein cursorischer Blick in die Obdachlosenszene möglich. Die Befragten sind fremden Personen gegenüber sehr skeptisch und nur zu einigen ließ sich während des Aufenthaltes ein engeres Verhältnis aufbauen, um an tiefgreifendere Informationen zu gelangen. Ein deutlich längerer Aufenthalt böte sicher die Chance ein größeres Vertrauensverhältnis und einen tieferen Einblick in die Szene entstehen lassen. Die Alltagswirklichkeit der Obdach- und Wohnungslosen ist hochkomplex, viele Praktiken und Routinen laufen im Verborgenen ab. Zudem sind sich Obdach- und Wohnungslosen über viele Praktiken und Routinen gar nicht bewusst, weshalb diese in Interviews nicht kommuniziert werden. Um diese im vollen Umfang erfassen zu können, ist jedoch eine, den gesetzten zeitlichen und umfangmäßigen Rahmen dieser Arbeit sprengende, teilnehmende Beobachtung über einen erheblich längeren Zeitraum erforderlich. Gegebenenfalls kann die vorliegende Arbeit jedoch die Grundlage für eine solch ausgeweitete Untersuchung bilden.

8 Beantwortung der Forschungsfragen

Im Folgenden sollen die zentralen Ergebnisse dieser Arbeit im Hinblick auf die Forschungsfragen dargestellt werden.

Findet eine räumliche Verdrängung statt? Wenn ja, wo findet diese statt?

Es findet eine räumliche Verdrängung statt, allerdings muss dies sehr differenziert betrachtet werden. Zum einen gibt es Verdrängungsprozesse im öffentlichen Raum, zum anderen gruppeninterne Verdrängungsprozesse, die sich räumlich manifestieren. Im öffentlichen Raum findet eine Verdrängung durch die architektonische Gestaltung des Stadtraumes statt. An dieser Stelle ist die Installation von wülsicheren Mülleimern mit Haube, das Design und die Anordnung von Sitzgelegenheiten in der Innenstadt zu nennen, ebenso wie die Umgestaltung des Hansaplatzes, das nicht Vorhandensein öffentlicher und kostenloser Toiletten sowie die Errichtung eines Zaunes unter einer Brücke. Im semi-öffentlichen Raum, wie Einkaufszentren und den Flächen der Deutschen Bahn, findet eine Verdrängung durch Personal und Recht im Sinne einer Hausordnung und über die Durchsetzung dieser durch einen privaten Sicherheitsdienst statt. Die Befragten fühlen sich auch in den sozialschwachen Stadtvierteln Hamburgs durch die dort ansässige Bevölkerung verdrängt, da sie Übergriffe befürchten. In einigen Fällen ist im Innenstadtbereich eine Verdrängung aus den Geschäftseingängen festzustellen. Abgesehen von den restriktiven Maßnahmen der Stadt, wie der architektonischen Gestaltung, findet Verdrängung im öffentlichen oder semi-öffentlichen Raum vor allem immer dann statt, wenn die Mitglieder der Obdachlosenszene sich als solche zu erkennen geben.

Gruppenintern kommt es ebenfalls zu Geographien der Verdrängung. Aus Furcht vor einer Beschädigung des Images der Gruppe besteht der Wunsch, sogenannte »schwarze Schafe« innerhalb der Obdachlosenszene, die sich im öffentlichen Raum aufhalten, zu verdrängen. Die Anwesenheit von obdachlosen Suchtkranken und bzw. oder obdachlosen Migrant*innen führt zur Konstruktion subjektiver Unsicherheitsräume seitens der Befragten, weshalb sie versuchen, die Räume, in denen sich dieses Klientel aufhält, zu meiden. Dies führt zu einer gruppeninternen Verdrängung, die sich sowohl im öffentlichen Raum, als auch in niederschwelligen Einrichtungen für Obdach- und Wohnungslose manifestiert.

Werden Verdrängungsmechanismen wahrgenommen?

Die Kommodifizierung des öffentlichen Raumes wird von den Befragten anfänglich gar nicht als Verdrängung wahrgenommen. Erst bei genauerem Nachfragen wird ihnen bewusst, dass diese restriktiven Maßnahmen teilweise direkt gegen sie gerichtet sind. So werden in der Innenstadt ausschließlich die Installation von Mülleimern mit Haube sowie das restriktive Vorgehen durch Sicherheitspersonal in Einkaufszentren und auf den Flächen der Deutschen Bahn als direkte Verdrängung wahrgenommen. Wird das Nüchtern in Geschäftseingängen in

der Innenstadt durch Geschäftsinhaber verboten, so wird dies auch als negativ registriert. Allerdings ist anzumerken, dass fast alle Befragten für das restriktive und verdrängende Vorgehen der Stadt oder Geschäftsleuten Verständnis äußern und die Ursache für diese Maßnahmen in dem unangemessenen Verhalten von einigen Mitgliedern der Obdachlosencommunity sehen. Zum Teil wird das restriktive Vorgehen sogar befürwortet, da dies »schwarze Schafe« aus der Obdach- und Wohnungslosenszene ausgrenzt und sich dadurch ein positiveres Image für die gesamte Community erhofft wird.

Sehr viel deutlicher hingegen wird die steigende Anzahl an Migranten in niederschweligen Einrichtungen sowie die niedrige Hemmschwelle und das hohe Gewaltpotential von Suchtkranken wahrgenommen. Die Unsicherheitsräume, die durch deren Anwesenheit konstruiert werden, führen zur Meidung der Räume, in denen sich diese aufhalten. In diesem Kontext wird kein Verständnis geäußert, weder für obdachlose Migranten, noch für Suchtkranken.

Welche Geographien der Verdrängung sind für obdachlose Menschen relevant und beeinflussen ihre Alltagswirklichkeit?

Betrachtet man die Geographien der Verdrängung im öffentlichen Raum, so ist in erster Linie ein Aspekt der architektonischen Gestaltung der Innenstadt, die Mülleimer mit Haube, für die Alltagswirklichkeit obdach- und wohnungsloser Menschen relevant. Die Relevanz und Beeinflussung der Alltagswirklichkeit ergibt sich daraus, dass das Pfandflaschensammeln für Obdach- und Wohnungslose eine der attraktivsten Methoden ist, um an Geld für ihren Lebensunterhalt zu gelangen. Mit der Installation von wülsicheren Mülleimern mit Hauben wird ihnen diese Möglichkeit vorerst genommen und sie in ihrer Aktivität des Flaschensammelns eingeschränkt, was wiederum finanzielle Verluste zur Folge hat. Eine weitere Auswirkung der architektonischen Gestaltung ist die Nichtbereitstellung von öffentlichen, kostenlosen Toiletten. Somit wird den Obdachlosen, die einen Großteil des Tages im öffentlichen Raum verbringen, die Möglichkeit genommen dort menschlichen Bedürfnissen nachzugehen. Einige sehen sich dadurch zu Ordnungswidrigkeiten, wie das Urinieren im öffentlichen Raum, genötigt.

Durch Hausordnungen und Sicherheitspersonal wird Obdach- und Wohnungslosen der Aufenthalt im semi-öffentlichen Raum verwehrt. Sowohl am Bahnhof, als auch in Einkaufszentren verschwinden damit zwar attraktive Aufenthaltsräume, jedoch hat dies keine gravierenden negativen Auswirkungen auf die Alltagswirklichkeit der obdach- und wohnungslosen Menschen. Gerade am Bahnhof wird das restriktive Vorgehen gegen

auffällige Personengruppen von einem Teil der Befragten befürwortet und wirkt sich positiv auf die Alltagswirklichkeit aus, da damit ehemalige Unsicherheitsräume zu Sicherheitsräumen umgewandelt und das eigene Sicherheitsempfinden gesteigert wurden.

Große Relevanz hat die Verdrängung in Ladeneingängen, wenn diese zum Platte machen genutzt werden. Die Suche nach einem geeigneten Schlafplatz im öffentlichen Raum ist der zentralste Punkt in der Alltagswirklichkeit der Befragten obdach- und wohnungslosen Personen, so dass eine Verdrängung in diesem Kontext schwerwiegende negative Folgen für die verdrängte Person nach sich zieht. Gute Platten sind nur in begrenzter Zahl vorhanden, in der Obdachlosenszene sehr begehrt und werden in der Regel immer von denselben Personen beansprucht. Nicht zuletzt durch die steigende Zahl an Obdachlosen, auch im Zusammenhang mit der ansteigenden Anzahl an obdachlosen Migranten, wird das Finden einer guten Platte immer schwieriger. Deshalb beeinflusst die Verdrängung von einer Platte die Alltagswirklichkeit maßgeblich und die Befragten sind stets sehr bemüht, dies zu verhindern. Aus gleichem Grund sind sie auch perpetuierlich bestrebt, sich von »schwarzen Schafen« der Obdachlosencommunity abzugrenzen und diese zu segregieren. Deren Verhalten wird als schädlich für das Image der Obdachlosencommunity bewertet und es werden in der Folge Repressionen befürchtet, die Auswirkungen für alle Mitglieder der Obdachlosenszene haben. Als Beispiel wird hierbei das Wegfallen von Platten genannt.

Weiterhin von großer Relevanz ist die Alltagswirklichkeit der befragten Obdach- und Wohnungslosen ist der Verdrängungsprozess aus niederschwelligen Einrichtungen relevant. Die Unsicherheitsräume, die sich für die Befragten durch die Anwesenheit von Suchtkranken und obdachlosen Migranten ergeben, führen zum Meiden bestimmter niederschwelliger Einrichtungen. Diese stellen jedoch eine spezifische Infrastruktur für Obdach- und Wohnungslose bereit. Hier haben sie unter anderem die Möglichkeit Körperhygiene zu betreiben, Wäsche zu waschen und Nahrung zu konsumieren bzw. in Notunterkünften einen Schlafplatz abseits des öffentlichen Raumes zur Verfügung gestellt zu bekommen. Vermeiden sie einen Besuch, so können sie diese Infrastruktur bzw. die Angebote der niederschwelligen Einrichtungen nicht mehr nutzen. Abgesehen vom Nahrungsmittelkonsum, der in der Tat essentiell ist, stellt ein gepflegtes Erscheinungsbild einen Teil der Bewältigungstaktiken von Verdrängungsprozessen dar. Kann dieses, in den Augen der Mehrheitsgesellschaft angemessene äußere Erscheinungsbild nicht mehr aufrecht erhalten werden, setzen sich die Obdach- und Wohnungslosen verstärkt Repressionen aus. Deshalb ist es für sie von Bedeutung, Zugang zu niederschwelligen Einrichtungen zu haben und deren Infrastruktur zu

nutzen, weshalb eine Verdrängung von dort erhebliche Auswirkungen auf ihre Alltagswirklichkeit hat.

Welche Bewältigungstaktiken nutzen obdachlose Menschen um mit Verdrängung umzugehen?

Um mit den Geographien der Verdrängung im öffentlichen Raum umzugehen, haben die Befragten, wenn möglich, Taktiken entwickelt. Im Fall der Mülleimer mit Hauben bauen sie auf Unterstützung aus der Bevölkerung. Es gibt Bewegungen die dazu aufrufen, Flaschen neben die Mülleimer zu stellen, statt hineinzuworfen und sie damit den Flaschensammlern trotzdem zugänglich zu machen. Einer Verdrängung von den Platten in Ladeneingängen versuchen die Befragten zu vermeiden, indem sie sich an Absprachen mit den Ladenbesitzern halten und versuchen eine positive Reputation zu erlangen. Dazu gehört es beispielsweise die Platte nur nach Ladenschluss aufzubauen und sie vor Ladenöffnung wieder zu räumen und die Platte sauberzuhalten. Dann nämlich haben die Platte machenden Obdachlosen auch für den Ladenbesitzer einen Mehrwert, als menschliche Alarmanlage. Durch die Anpassung an die gesellschaftlichen Normen und Werte, so gut es ihre Lebenssituation zulässt, erhoffen sich die Obdachlosen einen positiven Eindruck zu hinterlassen, der im besten Fall mit einer langfristigen Duldung der Platte einhergeht. Um eine Verdrängung aus dem semi-öffentlichen Raum zu vermeiden, versuchen die Befragten sich an die Mehrheitsgesellschaft anzupassen, um damit in ihr unterzugehen und nicht als Obdachloser erkennbar zu sein. Dies geschieht durch das eigenen Verhalten und das persönliche Erscheinungsbild, das an das Normen- und Wertesystem der Mehrheitsgesellschaft angepasst ist. Die von mir Befragten beschreiben, dass sie wesentlich weniger Repressionen ausgesetzt sind, wenn man ihnen ihre soziale Situation, also die Obdachlosigkeit, nicht ansieht. Wird die Obdachlosigkeit jedoch sichtbar, steigen die Repressionen, mit denen sie konfrontiert werden. An dieser Stelle wird erneut die Relevanz der Verdrängung aus den niederschweligen Einrichtungen für die Alltagswirklichkeit der Befragten deutlich. Obdachlose Personen sind auf die Einrichtungen angewiesen, um ein äußeres Erscheinungsbild zu kreieren, das den Ansprüchen der Mehrheitsgesellschaft entspricht. Um sich von den »schwarzen Schafen« der Szene abzugrenzen, die ihrerseits Verdrängungsprozesse auslösen, sind die Befragten bestrebt den Normen und Werten der Mehrheitsgesellschaft zu entsprechen. Dies gelingt ebenfalls durch Anpassung.

Um Verdrängungen im öffentlichen Raum entgegenzuwirken, haben die Befragten Taktiken entwickelt. Die empirischen Ergebnisse zeigen jedoch, dass im öffentlichen Raum nur die

Installation von wühlsicheren Mülleimern mit Haube und das Verdrängen von Platten eine hohe Relevanz für die befragten, obdachlosen Personen hat und ihre Alltagswirklichkeit beeinflussen. Weiterreichende Auswirkungen haben allerdings gruppeninterne Verdrängungsprozesse mit räumlicher Manifestation, insbesondere die Verdrängung der Befragten durch Suchtkranke und Migranten aus den niederschwelligen Einrichtungen. Obwohl diese Einrichtungen speziell für Obdach- und Wohnungslose konzipiert sind und die Verdrängung aus diesen ihre Alltagswirklichkeit in hohem Maße beeinflusst, wird dieser Verdrängungsprozess akzeptiert, indem der Besuch von Einrichtungen die ein Unsicherheitsraum darstellen, vermieden wird. Es wird auf andere Einrichtungen ausgewichen. Trotz der großen Relevanz der niederschwelligen Einrichtungen für die Alltagswirklichkeit der befragten Obdach- und Wohnungslosen wurden in diesem Fall keine Taktiken entwickelt, um die Einrichtungen trotz der für sie entstandenen Unsicherheitsräume zu besuchen und deren Infrastruktur zu nutzen.

9 Fazit

Diese Arbeit versucht insofern einen Beitrag zur allgemeinen Theorientwicklung zu leisten, indem sie aufzeigt, dass sich eine solch komplexe und heterogene Gruppe wie die der Obdach- und Wohnungslosen sowie die vielschichtigen Phänomene in dieser Szene nicht in einem singulären theoretischen Ansatz oder einem einfachen Modell abbilden lassen und stattdessen bestehende Ansätze erweitert werden müssen. Ich hoffe, dass es mir gelungen ist die Heterogenität und Komplexität der Subkultur Obdachlosigkeit und die Differenziertheit ihrer Alltagswirklichkeiten exemplarisch darzustellen und damit den bereits zu Beginn zitierten Satz von RAVENHILL „no single theory adequately encapsulates the whole of the problem of homelessness. Different theories offer great insight into specific facets“ (Ravenhill 2008: 45) zu unterstreichen und deutlich zu machen, dass die Nutzung von unterschiedlichen Ansätzen gewinnbringender, wenn nicht sogar notwendig ist.

Diese Arbeit ist in der humanorientierten Forschungsströmung der geographischen Obdachlosenforschung verortet und legt ihren Schwerpunkt ebenfalls auf Praktiken und Performanz. Sie trägt dazu bei die Obdachlosencommunity als eine sehr heterogene und komplexe Gruppe mit differenzierten Alltagswirklichkeiten zu verstehen, offenzulegen welche Geographien der Verdrängung auf Obdach- und Wohnungslose wirken, zu beleuchten welche Bedeutung diese für die Alltagswirklichkeit der obdach- und wohnungslosen Menschen haben sowie darzustellen, wie Obdach- und Wohnungslose mit diesen Geographien der Verdrängung umgehen. Im Rahmen dieser Arbeit haben sich Obdach- und Wohnungslose

selbst zu Geographien der Verdrängung und deren Auswirkungen auf ihre Alltagswirklichkeit äußern können. Damit soll ein wichtiger Schritt unternommen werden, wenn es darum geht, Geographien der Verdrängung in der Obdach- und Wohnungslosenszene zu erforschen. Der bewusste Verzicht auf die reine Außenperspektive und die Gewichtung qualitativer Methoden, insbesondere problemzentrierte Interviews und teilnehmende und nicht-teilnehmende Beobachtung, erlaubt es allen Beteiligten ihren Standpunkt darzulegen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Geographien der Verdrängung in der Obdachlosenszene der Hansestadt Hamburg sehr vielfältig sind. Im öffentlichen und semi-öffentlichen Raum findet Verdrängung durch die Installation von Verdrängungsarchitektur sowie der Durchsetzung des Hausrechts oder der Hausordnung statt. Auf den ersten Blick nehmen Obdach- und Wohnungslose dies aber nicht unbedingt als Verdrängung wahr, sondern halten dieses Vorgehen sogar für gerechtfertigt. Als für ihren Alltag relevant zeigt sich ein Teil der Verdrängungsmöblierung, der sich auf die finanzielle Situation der Obdach- und Wohnungslosen auswirkt, ebenso wie die nicht vorhandenen kostenlosen Toiletten im öffentlichen Raum. Während die Durchsetzung des Hausrechts in Ladeneingängen als negative Auswirkung auf die Alltagswirklichkeit verstanden wird, wird für das gleiche repressive Vorgehen in Einkaufscentern und dem Bahnhof sogar Verständnis geäußert, bzw. die Vorgehensweise begrüßt, da dadurch neue Sicherheitsräume entstehen. Um Verdrängung im öffentlichen und semi-öffentlichen Raum zu umgehen, entwickeln die Obdach- und Wohnungslosen Taktiken. Sie sichern sich zum einen die Unterstützung aus der Bevölkerung und versuchen zum anderen ihr Verhalten und ihr persönliches Erscheinungsbild den Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft anzupassen. Ist die Obdach- und Wohnungslosigkeit nicht erkennbar, wirken deutlich weniger Repressionen auf sie ein.

Auslöser gruppeninterner Verdrängungsprozesse, die sich räumlich manifestieren, ist vor allem die Anwesenheit Alkohol- und Drogenabhängiger, die wegen ihrer niedrigen Hemmschwelle und dem hohen Gewaltpotential als unberechenbarer Unsicherheitsfaktor gelten. Gleiches wird obdachlosen Migranten zugeschrieben, deren Zahl stark zugenommen hat und die ebenfalls aufgrund ihrer Anwesenheit als Verdrängungsmechanismus fungieren. Im Gegensatz zu den Repressionen im öffentlichen Raum werden diese Geographien der Verdrängung sehr deutlich wahrgenommen. Besonders die Verdrängungsprozesse aus niederschwelligen Einrichtungen wirken sich auf die Alltagswirklichkeit der Obdach- und Wohnungslosen aus, da ihnen damit der Zugang zu der für sie wichtigen Infrastruktur genommen wird. Trotz der großen Relevanz dieser Geographien der Verdrängung für die Alltagswirklichkeit der Obdach- und Wohnungslosen entwickeln sie hier keine Taktiken, um

die Verdrängung zu umgehen, sondern reagieren mit dem Fernbleiben von bestimmten niederschwelligen Einrichtungen.

Die vorliegende Arbeit kann dazu beitragen, die Geographien der Verdrängung und ihrer Auswirkungen auf die Obdachlosenszene der Hansestadt Hamburg deutlicher sichtbar zu machen. Um das Forschungsbild weiter zu vervollständigen, bietet es sich an, in einem nächsten Schritt gerade die Subgruppen der Obdachlosencommunity zu befragen, die oftmals für gruppeninterne Verdrängungsmechanismen verantwortlich gemacht und als »schwarze Schafe« bezeichnet werden. Ebenso scheint ein Vergleich mit anderen Städten zielführend. Eine Umsetzung dieser Anregungen würde das Bild der Geographien der Verdrängung in der Obdachlosenszene weiter differenzieren und vervollständigen.

Literaturverzeichnis

Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. (2014a): Basiswissen. Online verfügbar unter <http://www.bag-wohnungslosenhilfe.de/de/basiswissen/>, zuletzt geprüft am 3.1.2014.

Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. (2014b): Umfang der Wohnungsnotfälle 2008-2012.. Online verfügbar unter http://www.bagw.de/de/themen/zahl_der_wohnungslosen/index.html, zuletzt geprüft am 3.1.2014.

Becker, J. (Hrsg.) (2001): Bignes? Size does matter - Image/Politik - städtisches Handeln; Kritik der unternehmerischen Stadt. Berlin: B-books.

Beb (2011a): Eingezäunte Platte. Empörung über Vertreibungspolitik. In: Hinz & Kunzt Das Hamburger Strassenmagazin 2011, 22.09.2011. Online verfügbar unter <http://www.hinzundkunzt.de/empoeung-schreiber/>, zuletzt geprüft am 12.3.2013.

Beb (2011b): Proteste gegen Schreibers Zaun. In: Hinz & Kunzt Das Hamburger Strassenmagazin 2011, 26.09.2011. Online verfügbar unter <http://www.hinzundkunzt.de/proteste-gegen-schreibers-zaun/>, zuletzt geprüft am 12.3.2013.

Bela (2013): Flüchtlinge aus Italien. Keine Unterkunft für Afrikaner. In: Hinz & Kunzt Das Hamburger Strassenmagazin 2013, 31.05.2013. Online verfügbar unter <http://www.hinzundkunzt.de/weiter-keine-unterkunft-fur-afrikaner/>, zuletzt geprüft am 31.05.2013.

Belina, B. (1999): 'Kriminelle Räume'. Zur Produktion räumlicher Ideologien. In: Geographica Helvetica 54 (1), 59–65.

Belina, B. (2003): Kultur? Macht und Profit! - Zu Kultur, Ökonomie und Politik im öffentlichen Raum und in der Radical Geography. In: Gebhardt, H., Reuber, P. & G. Wolkersdorfer (Hrsg.): Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen. Heidelberg, Berlin: Spektrum Akademischer Verlag, 83–97.

Belina, B. (2006): Raum, Überwachung, Kontrolle. Vom staatlichen Zugriff auf städtische Bevölkerung. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Bezirksamt Hamburg-Mitte, Fachamt Stadt- und Landschaftsplanung & Fachamt Management des öffentlichen Raumes (o.J.): Gestaltungsleitfaden für Sondernutzungen auf dem Hansaplatz. Online verfügbar unter <http://www.hamburg.de/contentblob/2965116/data/gestaltungsleitfaden-hansaplatz.pdf>, zuletzt verfügt am 4.5.2013.

Bloedner, D. (1999): Differenz, die einen Unterschied macht. Geschichtlicher Pfad und Abweg der Cultural Studies. In: Engelmann, J. (Hrsg.): Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies-Reader. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag, 64–79.

Bourgois, P. (1995): In Search of Respect: Selling Crack in El Barrio. Cambridge: Cambridge University Press.

Breuer, B. (2004): Öffentliche Stadträume und neue Freiräume. In: Informationen zur Raumentwicklung (11/12), 699–706.

Brueck, D. (2012): Hauptbahnhof: Chronik eines Politikums. In: Mittendrin - Nachrichtenmagazin für Hamburg-Mitte, 10.11.2012. Online verfügbar unter <http://hh-mittendrin.de/2012/11/hauptbahnhof-chronik-eines-politikums/>, zuletzt geprüft am 1.3.2013.

Brunst, T. (2004): Die private Stadtsicherheit. Wie in Deutschland eine milliardenschwere Sicherheitsindustrie an Einfluß gewinnt und ihre Macht die Grundrechte gefährdet (Trend onlinezeitung, 8). Online verfügbar unter <http://www.trend.infopartisan.net/trd0804/050804.html>, zuletzt geprüft am 04.11.2013.

Brunst, T. & J. Korell (2001): Private Sicherheitsdienste und Polizei. Von der verdeckten zur vertraglichen Kooperation (Bürgerrechte & Polizei/CILIP, 68 (1)). Online verfügbar unter <http://www.cilip.de/ausgabe/68/psd.htm>, zuletzt geprüft am 04.11.2013.

Brüchert, O. & H. Steinert (1998): Das kriegerische Missverständnis des polizeilichen Gewaltmonopols. Am Beispiel "Aufräumen in New York". In: Ortner, H., Pilgram, A. & H. Steinert (Hrsg.): Die Null-lösung. New Yorker "Zero-Tolerance"-Politik- das Ende der urbanen Toleranz?. Baden-Baden: Nomos, 17–38.

Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg (2011): Plenarprotokoll 20/14. 14. Sitzung, 28.09.2011. Online verfügbar unter http://www.kurt-duwe.name/rede/Protokoll_Plenarsitzung_20-014.pdf, zuletzt geprüft am 12.3.2013.

City Management Hamburg (o.J.): Unterstützung für Obdachlose. Online verfügbar unter <http://www.citymanagement-hamburg.de/seite38.html>, zuletzt geprüft am 20.11.2013.

Cloke, P., May, J. & S. Johnsen (2008): Performativity and affect in the homeless city. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 26 (2), 241–263.

Cloke, P., May, J. & S. Johnsen (2010): *Swept up lives? Re-envisioning the homeless city*. RGS-IBG Books 36. Malden, Oxford, West Sussex: Wiley-Blackwell.

Coleman, R. (2004): Images from a neoliberal city: the state, surveillance and social control. In: *Critical Criminology* 12 (1), 21–42.

Collins, D. & N. Blomley (2003): Private needs and public space: Politics, poverty, and anti-panhandling by-laws in Canadian cities. In: Law Commission of Canada (Hrsg.): *New Perspectives on the Public-Private Divide*. Vancouver: University of British Columbia, 40–68.

Cresswell, T. (2001): *The tramp in america*. London: Reaktion Books.

David, I. (2012): Hauptbahnhof: Zehnjahresverträge mit der deutschen Bahn. In: *Mittendrin - Nachrichtenmagazin für Hamburg-Mitte* 2012, 26.10.2012. Online verfügbar unter <http://hh-mittendrin.de/2012/10/hauptbahnhof-zehnjahresvertrag-mit-der-deutschen-bahn/>, zuletzt geprüft am 5.5.2013.

Davis, M. (1992): *City of quartz*. New York: Vintage Books.

Davis, M. (1999): *Ecology of fear: Los Angeles and the Imagination of Disaster*. London: Vintage.

De Certeau, M. (1984): *The practice of everyday life*. Berkeley: University of California Press.

De Certeau, M. (1988): *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve Verlag.

Del Casnio, V. & C. Jocoy (2008): Neoliberal subjectivities, the ‚New‘ Homelessness, and Struggle over Space of/in the city. In: *Antipode* 40 (2), 192–199.

Deutsche Bahn (2011): *Hausordnung*. Online verfügbar unter: <http://www.deutschebahn.com/file/2179238/data/hausordnung.pdf>, zuletzt geprüft am 12.8.2013

Dresing, T. & T. Pehl (2012): *Praxisbuch Interview & Transkription. Regelsysteme und Anleitungen für qualitative ForscherInnen*. Online verfügbar unter <http://www.audiotranskription.de/praxisbuch>, zuletzt geprüft am 05.05.2013.

DeVerteuil, G. (2003): Homeless mobility, institutional settings, and the new poverty management. In: *Environment and Planning A* 35 (2), 361–379.

DeVerteuil, G. (2006): The local state and homeless shelters: beyond revanchism? In: *Cities* 23 (2), 109–120.

DeVerteuil, G., Matthew, M. & D. Snow (2009a): Any Space Left? Homeless Resistance by Place-Type in Los Angeles County. In: *Urban Geography* 30 (6), 633–651.

DeVerteuil, G., May, J. & J. Mahs (2009b): Complexity not collapse: recasting the geographies of homelessness in a 'punitive' age. In: *Progress in Human Geography* 33 (5), 646–666.

Drechsel, P., Schmidt, B. & B. Götz (2000): *Kultur im Zeitalter der Globalisierung. Von Identität zu Differenzen*. Frankfurt/Main: IKO - Verl. für Interkulturelle Kommunikation.

Eagleton, T. (2001): *Was ist Kultur?* München: Verlag C.H. Beck.

Eick, V. (2007): 'Krauts and Crowds'. Berichte vom Rand der neoliberalen Dienstleistungsperipherie. In: Eick, V., Sambale J. & E. Töpfer (Hrsg.): *Kontrollierte Urbanität. Zur Neoliberalisierung städtischer Sicherheitspolitik*. Bielefeld: Transcript (Urban studies), 55–82.

Farwick, A. (2008): Ethnische Segregation und soziale Distanz. Zum Einfluss ethisch geprägter Wohnquartiere auf das Ausmaß ablehnender Einstellung gegenüber Migranten. In: Hillmann, F. & M. Windzio (Hrsg.): *Migration und städtischer Raum. Chancen und Risiken der Segregation und Integration*. Leverkusen: Budrich UniPress Ltd., 71–89.

Freie und Hansestadt Hamburg, Staatliche Pressestelle (2002): *Leitbild: Metropole Hamburg-Wachsende Stadt*. Online verfügbar unter http://www.wachsender-widerstand.de/wachsende_stadt.pdf, zuletzt geprüft am 27.11.2013.

Garland, D. (2001): *Kultur der Kontrolle. Verbrechensbekämpfung und soziale Ordnung in der Gegenwart*. Frankfurt, New York: Campus.

Gebhardt, H., Reuber P. & G. Wolkersdorfer (2003): *Kulturgeographie - Leitlinien und Perspektiven*. In: Gebhardt, H., Reuber, P. & G. Wolkersdorfer (Hrsg.): *Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen*. Heidelberg, Berlin: Spektrum Akademischer Verlag, 1–27.

Glasze, G. (2001): Privatisierung öffentlicher Räume? Einkaufszentren, Business Improvement Districts und geschlossene Wohnkomplexe. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 75 (2/3), 160–177.

Glasze, G. (2007): (Un-)Sicherheit und städtische Räume. In: H. Gebhardt, Glaser, R., Radtke, U. & P. Reuber (Hrsg.): Geographie. Physische Geographie und Humangeographie. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag, S. 880–888.

Goffman, E. (1959): The presentation of self in everyday life. Garden City, N. Y.: Doubleday Anchor.

Gruber, M. (2002): Parallelwelten. Eine Feldforschung über Obdachlosigkeit in der Hamburger Innenstadt. In: *EthnoScripts* 4 (1), S. 61–81.

Hall, S. (1990): Cultural Identity and Diaspora. In: Rutherford, J. (Hrsg.): Identity: Community, Culture, Difference. London: Lawrence & Wishart, 222–237.

Hall, S. (1999): Ethnizität: Identität und Differenz. In: Engelmann, J. (Hrsg.): Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies-Reader. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag, 83–98.

Hall, S. (2004a): Das Spektakel des >Anderen<. In: Koivisto, J. & A. Merckens (Hrsg.): Ideologie Identität Repräsentation. Ausgewählte Schriften. Band 4. Hamburg: Argument Verlag, 108–166.

Hall, S. (2004b): Wer braucht >Identität<? In: Koivisto, J. & A. Merckens (Hrsg.): Ideologie Identität Repräsentation. Ausgewählte Schriften. Band 4. Hamburg: Argument Verlag, 167–187.

Han, Peter (2011a): "Herr Bürgermeister, lassen Sie morgen den Zaun abräumen". In: Hinz & Kunzt Das Hamburger Strassenmagazin, 28.09.2011. Online verfügbar unter <http://www.hinzundkunzt.de/kein-zaun-bleibt-ewig/>, zuletzt geprüft am 12.6.2013.

Han, Peter (2011b): Nach dem Zaunfall. Gespräche am Runden Tisch beginnen. In: Hinz & Kunzt Das Hamburger Strassenmagazin, 30.09.2011. Online verfügbar unter <http://www.hinzundkunzt.de/der-zaun-ist-weg/>, zuletzt geprüft am 12.6.2013.

Hauptkriche St. Jacobi (o.J.): Der Runde Tisch St. Jacobi. Online verfügbar unter http://www.jacobus.de/neu/deutsch/index_6_4.html, zuletzt geprüft am 20.11.2013.

Heitmeyer, W. (2007): Ideologie der Ungleichwertigkeit. Online verfügbar unter: http://www.washaeltadiesgesellschaftzusammen.de/fileadmin/user_upload/Wilhelm_Heitmeyer_Ideologie_der_Gleichwertigkeit.pdf, zuletzt geprüft am 03.01.2014.

Heitmeyer, W. & K. Endrikat (2008): Die Ökonomisierung des Sozialen. Folgen für 'Überflüssige' und 'Nutzlose'. In: Heitmeyer, W. (Hrsg.): Deutsche Zustände. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 55–72.

Hirschbiegel, T. (2011): Mit Wasser und Steinen gegen die Obdachlosen. In: Hamburger Morgenpost, 29.06.2011. Online verfügbar unter <http://www.mopo.de/politik/mitte-bezirkschef-markus-schreiber--spd--mit-wasser-und-steinen-gegen-die-obdachlosen,5067150,8615250.html>, zuletzt geprüft am 12.12.2013.

IKG (2006): Gruppenbezogene Menschlichkeit. Online verfügbar unter <http://www.uni-bielefeld.de/ikg/projekte/GMF/EntwicklungGMF.html>, zuletzt geprüft am (12.12.2013).

Jocoy, C. & V. DelCasio (2010): Homelessness, travel behavior, and the politics of transportation mobilities in Long Beach, California. In: *Environment and Planning A* 42 (8), 1943–1963.

Jonas, U. (127/2003): Nr. 8: Innenstadt für alle! In: Hinz & Kunzt *Das Hamburger Strassenmagazin* 2003, 127/Nov. 2003. Online verfügbar unter <http://www.hinzundkunzt.de/nr-8-innenstadt-fur-alle/>, zuletzt geprüft am 20.11.2013.

Johnsen, S., Cloke, P. & J. May (2005a): Day centres for homeless people: spaces of care or fear? In: *Social and Cultural Geographie* 6 (6), 787–811.

Johnsen, S., Cloke, P. & J. May (2005b): Transitory spaces of care: serving homeless people on the street. In: *Health & Place* 11 (4), 323–336.

Johnsen, S. & S. Fitzpatrick (2010): Revanchist sanitization or coercive care? The use of enforcement to combat begging, street drinking and rough sleeping in England. In: *Urban Studies* 47 (8), 1703–1723.

Kalpaka, A. & N. Rätzsch (1994): Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein. *Rassismus in Politik, Kultur und Alltag*. Köln: Dreisam Verlag.

Kirsch, B. (2003): *Private Sicherheitsdienste im öffentlichen Raum. Formen und Folgen der Zusammenarbeit mit der Polizei in Berlin und Frankfurt am Main*. Wiesbaden: Westdt. Verlag.

Klodawsky, F. & N. Blomley (2009): Introduction—Rights, Space, and Homelessness. In: *Urban Geography* 30 (6), 573–576.

Klodawsky, F. & N. Blomley (2010): Introduction—Rights, Space, and Homelessness: Part II. In: *Urban Geography* 31 (6), 800–802.

Kokot, W. (2004): *Kultur der Obdachlosigkeit in der Hamburger Innenstadt*. Unter Mitarbeit von F. Axster, M. Gruber und J. Becker. Hamburg (Hamburger Schriften zur ethnologischen Stadtforschung, 1).

- Kuhr, N. (2013): Obdachlose Einwanderer. Ansturm der Armen. In: Spiegelonline. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/wissenschaft/medizin/armutsmigration-zuwanderung-verschaerft-situation-von-obdachlosen-a-881444.html>, zuletzt geprüft am 12.11.2013.
- Lancione, M. (2013): Homeless people and the city of abstract machines: Assemblage thinking and the performative approach to homelessness. In: *Area* 45 (3), 358–364.
- Lamnek, S. (1995): *Qualitative Sozialforschung. Band 2. Methoden und Techniken*. Weinheim: Beltz.
- Lamnek, S. (2010): *Qualitative Sozialforschung*. Weinheim, Basel: Beltz.
- Lefebvre, H. (1991): *The Production of Space*. Oxford: Basil Blackwell.
- Lees, L. (1998): Urban renaissance and the street: spaces of control and contestation. In: Fyfe, N. (Hrsg.): *Images of the Street: Planning, Identity and Control in Public Space*. London: Routledge, 236–253.
- Lindemann, P. & K. Özgenc (1997): Der Chaos-Senator. In: Focus online, 07.07.1997. Online verfügbar unter http://www.focus.de/politik/deutschland/hamburg-der-chaos-senator_aid_166364.html, zuletzt geprüft am 13.12.2013.
- Löw, M. (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Massey, D. (2005): *For space*. London, Thousand Oaks, Calif: Sage.
- May, J., Johnsen, S. & P. Cloke (2007): Alternative cartographies of homelessness: rendering visible British women's experience of 'visible' homelessness. In: *Gender, Place and Culture* 14 (2), 121–140.
- Mayring, P. (2002): *Einführung in die Qualitative Sozialforschung – Eine Anleitung zu qualitativem Denken*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Mayring, P. (2008): *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Mitchell, D. (1997): The annihilation of space by law: the roots and implications of anti-homeless laws in the United States. In: *Antipode* 29 (3), 303–335.
- Mitchell, D. (1998a): Anti-homeless laws and public space I: begging and the First Amendment. In: *Urban Geography* 19 (1), 6–11.
- Mitchell, D. (1998b): Anti-homeless laws and public space II: further constitutional issues. In: *Urban Geography* 19 (2), 98–104.

Mitchell, D. (2000): *Cultural Geography. A Critical Introduction*. Oxford, Malden: Blackwell Publishers Ltd/Blackwell Publishers Inc.

Mitchell, D. (2001): Postmodern geographical praxis? The postmodern impulse and the war against homeless people in the 'post-justice' city. In: C. Minca (Hrsg.): *Postmodern Geography: Theory and Praxis*. Oxford: Blackwell, 57–92.

Mitchell, D. (2003): *The Right to the City: Social Justice and the Fight for Public Space*. London: Guilford Press.

Mitchell, D. (2005): The SUV model of citizenship, floating bubbles, buffer zones, and the rise of the 'purely atomic' individual. In: *Political Geography* 24 (1), 77–100.

Mitchell, D. (2007): Die Vernichtung des Raumes per Gesetz. Ursachen und Folgen der Anti-Obdachlosen-Gesetzgebung in den USA. In: Belina, B. (Hrsg.): *Raumproduktionen. Beiträge der radical geography. Eine Zwischenbilanz. Raumproduktionen: Theorie und gesellschaftliche Praxis* 1. Münster: Westfälisches Dampfboot, 256–290.

Mohrdieck, I. (2004): *Privatisierung im Bereich öffentlicher Verkehrsräume. Verkehrsüberwachung und Sicherung des öffentlichen Raumes durch private Sicherheitsdienste*. Köln: Heymanns.

Mummendey, H. D. & H.-G. Bolten (1985): Die Impression-Management-Theorie. In: Frey, D. & M. Irle (Hrsg.): *Theorien der Sozialpsychologie. Band 3: Motivations- und Informationsverarbeitungstheorien*. Bern: Huber, 57–77.

Neupert, P. (2010): *Geographie der Obdachlosigkeit in Berlin. Verdrängung durch die Kommodifizierung des öffentlichen Raums in Berlin*. Berlin (Berliner Geographische Blätter - BGB, 1).

NLCHP & NCH - National Law Center on Homelessness & Poverty's & The National Coalition for the Homeless (2009): *Homes not Handcuffs. The Criminalisation of Homelessness in U.S. Cities. A Report*. Online verfügbar unter http://www.nationalhomeless.org/publications/crimreport/CrimzReport_2009.pdf, zuletzt geprüft am 04.11.2013.

Paegelow, C. (2009): *Handbuch Wohnungsnot und Obdachlosigkeit. Einführung zur Wohnungslosen- und Obdachlosenhilfe*. Bremen: Claus Paegelow.

Ravenhill, M. (2008): *The culture of homelessness*. Hampshire: Ashgate Publishing Limited.

Rebaschus, M. (2011): *Schmuddelimage adé: Vier Zonen auf dem Hansaplatz*. In: *Hamburger Abendblatt*, 29.3.2011. Online verfügbar unter

<http://www.abendblatt.de/hamburg/kommunales/article1835501/Schmuddelimage-ade-Vier-Zonen-auf-dem-Hansaplatz.html>, zuletzt geprüft am 4.5.2013.

Reckwitz, A. (2000): Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Ronneberger, K. (2001): Konsumfestung und Raumpartouillen. Der Ausbau der Städte zu Erlebnislandschaften. In: Becker, J. (Hrsg.): Bignes? Size does matter - Image/Politik - städtisches Handeln; Kritik der unternehmerischen Stadt. Berlin: B-books, 28–41.

Rosenthal, R. (2000): Imaging Homelessness and Homeless People: Visions and Strategies Within the Movement(s). In: Journal of Social Distress and the Homeless 9 (2), 111–126.

Rothfuß, E. (2012): Exklusion im Zentrum. Die brasilianische Favela zwischen Stigmatisierung und Widerständigkeit. Bielefeld: Transcript Verlag.

Ruddick, S. (1996): Young and Homeless in Hollywood: mapping social identities. New York: Routledge.

Schaak, T. (2002): Obdachlose, auf der Straße lebende Menschen in Hamburg 2002. Online verfügbar unter <http://www.hamburg.de/contentblob/128000/data/obdachlosenstudie-2002-download.pdf>, zuletzt geprüft am 12.12.2013.

Schaak, T. (2009): Obdachlose, auf der Straße lebende Menschen in Hamburg 2009. Online verfügbar unter <http://www.hamburg.de/contentblob/1715526/data/obdachlosenstudie-2009.pdf>, zuletzt geprüft am 12.12.2013.

Schirmer, D. (2009): Empirische Methoden der Sozialforschung – Grundlagen und Techniken. Paderborn: Wilhelm Fink.

Schlenker, B. R. (1980): Impression Management. The self-concept, social identity, and interpersonal Relations. Belmont: Wadsworth.

Sennet, R. (1992): The Conscience of the Eye. The Design and Social Life of Urban Cities. London, Boston: W. W. Norton.

Siegel, F. (1995): Reclaiming Our Public Space. In: Kasinitz, O. (Hrsg.): Metropolis. Center and Symbol of Our Times. New York: New York University Press, 369–383.

Sim (2012): Bahn kontrolliert ab sofort Bahnhofsvorbereiche. In: Hinz & Kunzt das Hamburger Straßenmagazin, 25.11.2012. Online verfügbar unter <http://www.hinzundkunzt.de/bahn-kontrolliert-jetzt-auch-bahnhofsvorbereiche/>, zuletzt geprüft am 5.5.2013.

Smith, N. (1996a): *The New Urban Frontier. Gentrification and the revanchist city*. London, New York: Routledge.

Smith, N. (1996b): *Social justice and the new American urbanism: the revanchist city*. In: Merrifield, A. & E. Swyngedouw (Hrsg.): *The Urbanization of Injustice*. London: Lawrence & Wishart.

Smith, N. (1998): *Giuliani Time: The Revanchist 1990s*. In: *Social Text* 57 16 (4), 1–20.

Smith, N. (2001): *Global social cleansing: postliberal revanchism and the export of zero tolerance*. In: *Social Justice* 28 (3), 68–74.

Soja, E. (1996): *Thirdspace. Journeys to Los Angeles and other real- and imagines Places*. Malden, Oxford, Victoria: Blackwell.

Soja, E. (2003): *Thirdspace - Die Erweiterung des Geographischen Blicks*. In: H. Gebhardt, P. Reuber & G. Wolkersdorfer (Hrsg.): *Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen*. Heidelberg, Berlin: Spektrum Akademischer Verlag, 269–287.

Strüver, A. (2003): *"Das duale System": Wer bin ich - und wenn ja, wie viele? Identitätskonstruktionen aus feministisch-poststrukturalistischer Perspektive*. In: Gebhardt, H., Reuber, P. & G. Wolkersdorfer (Hrsg.): *Kulturgeographie: Aktuelle Ansätze und Entwicklungen*. Heidelberg/Berlin: Spektrum Akademischer Verlag, 113–128.

Takahashi, L. M. (1996): *A decade of understanding homelessness in the USA: from characterization to representation*. In: *Progress in Human Geographie* 20 (3), 292–310.

Tedeschi, J. T., Lindskold, S. & P. Rosenfeld (1985): *Introduction to social psychology*. St. Paul: West.

Töpfer, E. (2007): *Entgrenzte Raumkontrolle. Videoüberwachung im Neoliberalismus*. In: V. Eick, Sambale, J. & E. Töpfer (Hrsg.): *Kontrollierte Urbanität. Zur Neoliberalisierung städtischer Sicherheitspolitik*. Bielefeld: Transcript (Urban studies), 193–226.

Wagner, M. (1993): *Privatisierung von Kunst und Natur im öffentlichen Raum. Die Plazas von Manhattan*. In: Häussermann, H. & W. Siebel (Hrsg.): *New York. Strukturen einer Metropole*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 286–299.

Weeks, J. (1990): *The Value of Difference*. In: Rutherford, J. (Hrsg.): *Identity: Community, Culture, Difference*. London: Lawrence & Wishart, 88–100.

Wehrheim, J. (2012): *Die überwachte Stadt. Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung*. Opladen: Budrich.

Weisser, F. (2011): Fremde in der eigenen Gesellschaft? Integration von Obdachlosen in Nürnberg. In: Popp, H. (Hrsg.): Migration und Integration in Deutschland. Beiträge zur Unterrichtsarbeit im Fach Geographie, Bd. 6. Bayreuth: Naturwissenschaftliche Gesellschaft Bayreuth e.V. (Bayreuther Kontaktstudium Geographie, 6), 155–168.

Wilson, J. & G. Kelling (1982): Broken Windows. In: Atlantiv Monthly, 3/1982. Online verfügbar unter <http://www.lantm.lth.se/fileadmin/fastighetsvetenskap/utbildning/Fastighetsvaerderingssystem/BrokenWindowTheory.pdf>, zuletzt geprüft am 11.11.2013.

Anhang

Anhang 1: Interviewleitfaden

Tagesablauf

- Wie gestaltet sich der Tagesablauf?
- Was sind zentrale Punkte?
- Besonderheiten an bestimmten Tagen?

Orte zum Schlafen

- Was macht einen Ort geeignet?
- Was macht einen Ort ungeeignet?

Orte zum Essen

- Wo befinden sich diese?
- An welchen Orten gelangt man gut/schlecht an Nahrung?
- Toleranz von Mitmenschen?

Orte zum Geldverdienen

- Was macht einen Ort geeignet?
- Was macht einen Ort ungeeignet?
- Gibt es besondere Taktiken?
- Toleranz von Mitmenschen?

Orte zum Pausieren, Aufhalten, Freizeit verbringen

- Wo halten Sie sich auf?
- Warum genau an diesem Ort?

Sicherheitsräume

- An welchen Orten fühlen Sie sich sicher?
- Warum fühlen Sie sich dort sicher?

Unsicherheitsräume

- An welchen Orten fühlen Sie sich unsicher?
- Warum fühlen Sie sich dort unsicher?

Orte der Verdrängung

- Wo werden Sie verdrängt?
- Wie zeigt sich die Verdrängung?
- Wie gehen Sie damit um?

Wünsche für die Zukunft?

Anhang 2: Empirisches Material in digitaler Form

Ich erkläre, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt hab. Alle Stellen der Arbeit, die wörtlich oder sinngemäß aus Veröffentlichungen oder aus anderweitigen fremden Äußerungen entnommen wurden, sind als solche kenntlich gemacht worden. Ich versichere die Arbeit nicht bereits an einer anderen Hochschule zur Erlangung eines akademischen Grades eingereicht zu habe.

Ort, Datum

Unterschrift der Verfasserin